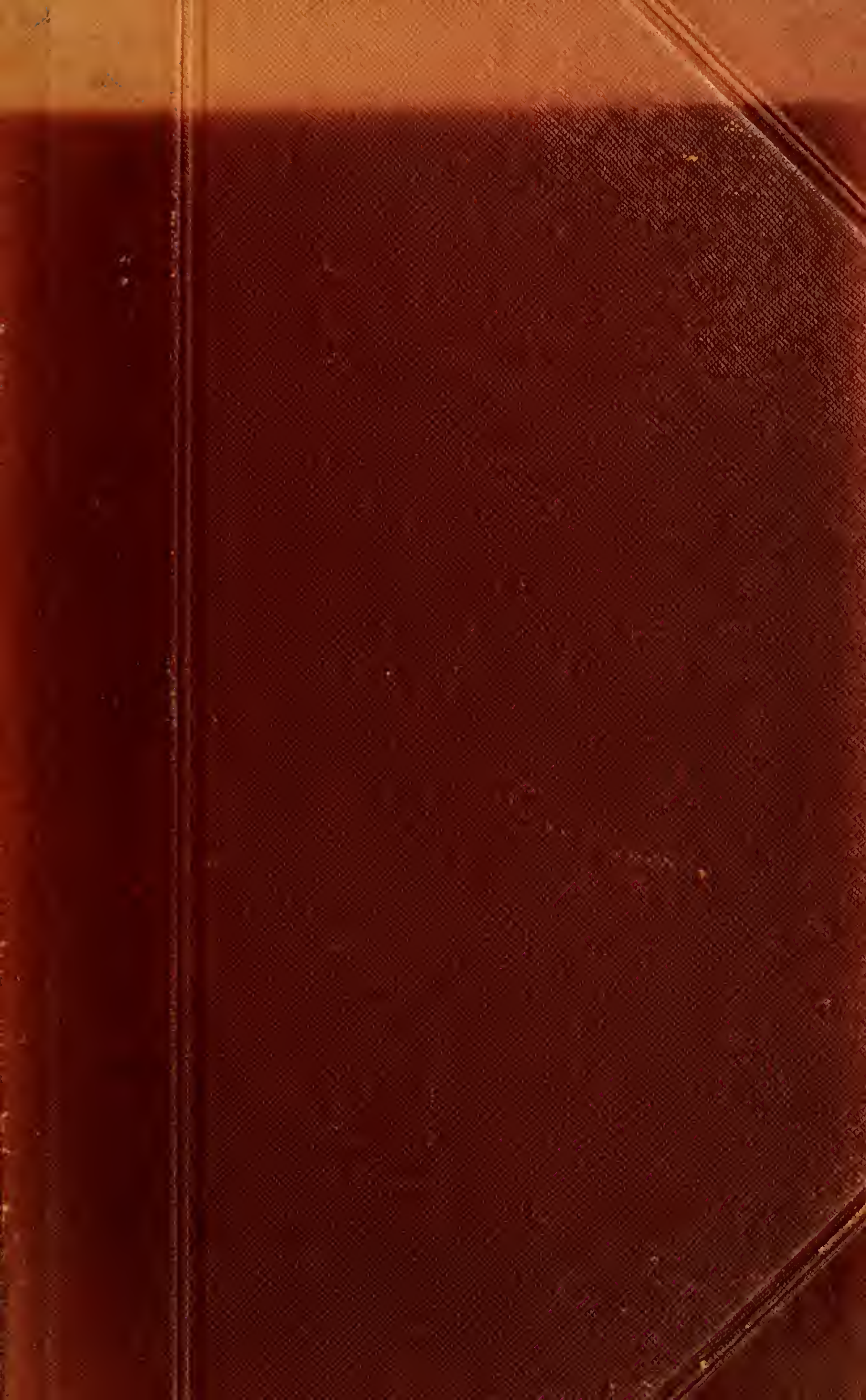
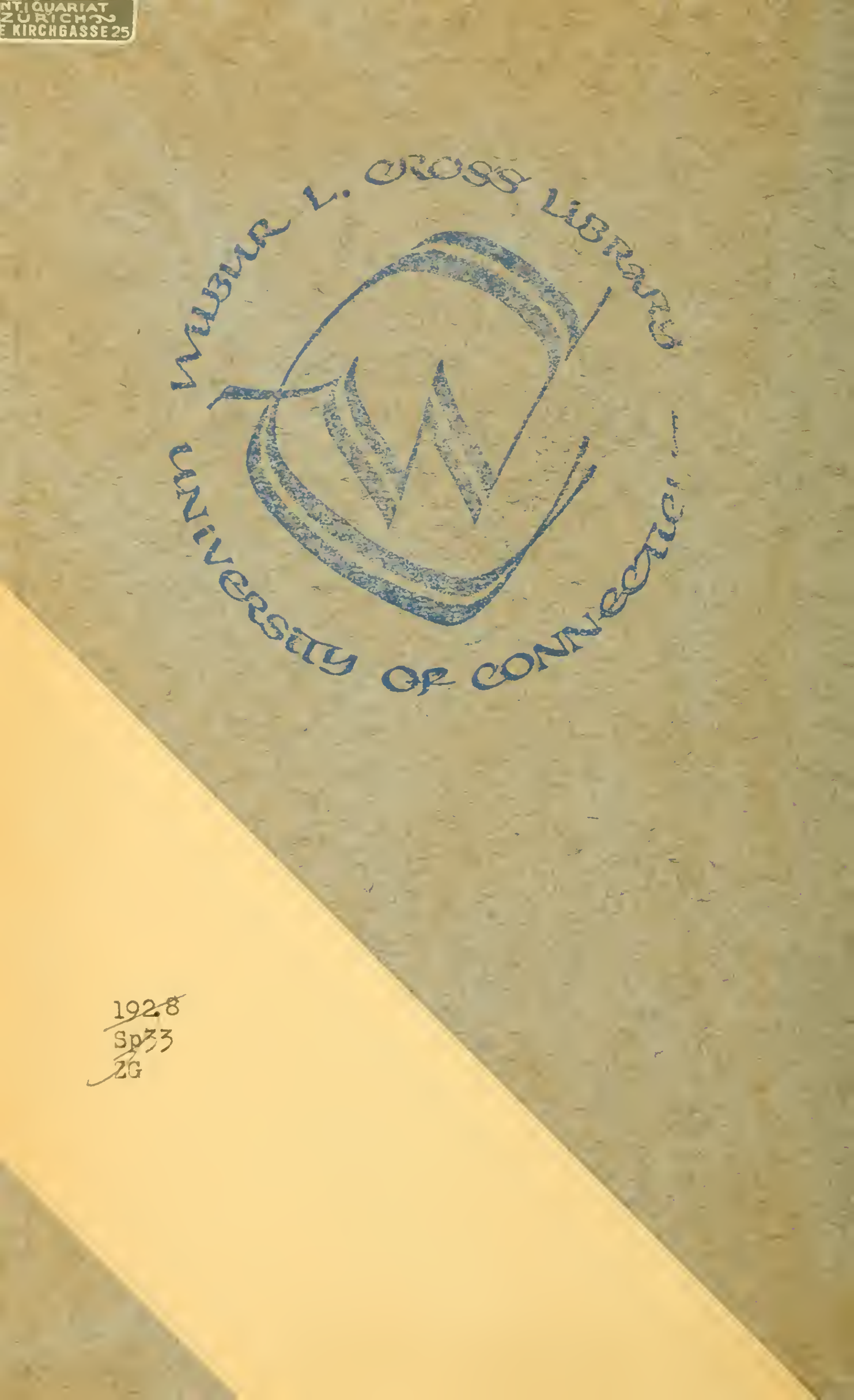








Frommanns Klassiker der Philosophie

herausgegeben

von

Richard Falckenberg

Dr. u. o. Professor der Philosophie an der Universität Erlangen.

V.

HERBERT SPENCER

VON

OTTO GAUPP.







Herbert Spencer

HERBERT SPENCER.

VON

OTTO GAUPP.

MIT BILDNIS.

VIERTE AUFLAGE.

STUTTGART
FR. FROMMANNS VERLAG (E. HAUFF).

Buchdruckerei Wolfgang Drück in Cannstatt.

Vorwort zur dritten Auflage.

Seit der Drucklegung der zweiten Auflage ist Herbert Spencer am 8. Dezember 1903 gestorben, und auf seinen Tod ist rasch die Veröffentlichung seiner Autobiographie gefolgt. Sie gibt über sein Leben, wie über die Geschichte und den Entwicklungsgang seiner Ideen eingehndste Aufschlüsse. Ich habe sie in der Veranstaltung der neuen Auflage überall berücksichtigt, bin aber der naheliegenden Versuchung widerstanden, auf ihrer Grundlage mein Büchlein sehr zu erweitern. Es im Ganzen in seinem frühern Rahmen zu halten, schien durch den Zweck, den es sich setzt, geboten.

Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage.

Verschiedene Kritiker haben meinem Büchlein vorgeworfen, es enthalte keine Kritik der Spencerschen Philosophie. Der Vorwurf scheint mir insofern unangebracht, weil in der Einleitung ausdrücklich angegeben wird, daß es gar keine Kritik, sondern nur eine Übersicht über die Spencersche Philosophie sein will. Wenn man in einen Laden geht, um Wolle zu kaufen, kann man zu Hause der Wolle vorwerfen, daß sie schlecht

ist, nicht aber, daß sie keine Seide ist. Ich muß an der Ansicht festhalten, daß in dem durch den Zweck des Büchleins gegebenen Rahmen eine eingehndere Kritik unmöglich oder jedenfalls nicht ersprießlich gewesen wäre.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite
Inhalt . . . . VII—VIII
Einleitung . . . . 1—9

Erster Teil: Spencers Leben . . . . 11—46
1. Spencers Eltern 13
2. Erste Jugendjahre 15
3. In Hinton 17
4. Eintritt ins praktische Leben 20
5. Spencer als Ingenieur 21
6. Übersiedlung nach London 23
7. Spencer als Journalist und Essayist 25
8. Die synthetische Philosophie 27
9. Schwere Jahre 30
10. Spätere Jahre 33
11. Tod und Charakteristik 41

Zweiter Teil: Spencers Werk . . . . 47—182
Erstes Kapitel: Zur Entstehungsgeschichte der Entwicklungsphilosophie . . . . . 49—79
12. Einleitung 49
13. Die Quintessenz der synthetischen Philosophie . . . 50
14. Allgemeiner Charakter der synthetischen Philosophie . 54
15. Die Zeitbedingungen 57
16. Die Social Statics 59
17. Die Essays von 1850—52 61
18. 1853—54 63
19. 1855—57 65
20. 1857—60 67
21. 1860—64 69
22. Spencer und Comte 72

Zweites Kapitel: Die Prinzipienlehre . . . 80—114
23. Der Prospekt 80
24. Einteilung der Prinzipienlehre 84
25. Religion und Wissenschaft 85
26. Der Standpunkt der Wissenschaft 89
27. Das Unerkennbare und das „Ding an sich“ 92
28. Begriff und Aufgabe der Philosophie 95
29. Die Voraussetzungen der Philosophie 97
30. Die wissenschaftlichen Grundbegriffe 99
31. Apriori Wahrheiten 101
32. Das Gesetz der Entwicklung 104

Seite
33. Die Deduktion dieses Gesetzes 107
34. Der Zustand des Gleichgewichts 109
35. Der Rhythmus von Auflösung und Entwicklung . . . 111
36. Erkenntnistheoretischer Charakter dieser Lehre . . . 112

Drittes Kapitel: Biologie und Psychologie 115—149
Die Prinzipien der Biologie . . . . . . 115—133
37. Der Begriff der Biologie 115
38. „The Development Hypothesis" 118
39. „Progress, its Law and Cause" 120
40. The Ultimate Laws of Physiology" 123
41. Darwins Theorie 124
42. Ergänzung der Darwinschen Theorie 126
43. Spencers Theorie 128

Die Prinzipien der Psychologie . . . . 133—149
44. Die Psychologie 133
45. Die Entwicklung des Intellektes 135
46. Instinkt, Gedächtnis, Vernunft 138
47. Gefühl und Wille 140
48. Analyse der geistigen Erscheinungen 141
49. Kritik des Idealismus und Skeptizismus 143
50. „The Testimony of Truth" 145
51. Spencers Stellung zum Empirismus 146

Viertes Kapitel: Soziologie und Ethik . 150—182
Die Prinzipien der Soziologie . . . . . 150—157
52. Begriff und Aufgabe der Soziologie 150
53. Individueller und sozialer Organismus 153
54. Überblick über die Soziologie 156

Die Prinzipien der Ethik . . . . 157—163
55. Allgemeiner Charakter der Spencerschen Ethik . . . 157
56. Die Induktionen der Ethik 160
57. Die Ethik des individuellen Lebens 163

Die Ethik des sozialen Lebens . . . . 164—180
58. Die Idee der Gerechtigkeit in ihrer biologischen Form 164
59. Die Theorie der reinen Gerechtigkeit 166
60. Die natürlichen Rechte 169
61. Der Staat und die Grenzen seiner Tätigkeit 171
62. Positives und negatives Wohltun 176
63. Essays und Pädagogik 180

Schluss . . . . 183—187
Register . . . . 188—189
Chronologisches Verzeichnis der Spencerschen Schriften 190—192
Wichtigste Spencer-Litteratur . . . . 192—195

Einleitung.

Herbert Spencer war — das steht heute wohl fest — eine Erscheinung von europäischer oder besser universeller Bedeutung. Gleich einem Voltaire, einem Kant, einem Schopenhauer war er eine geistige Kraft, die in ihrem Wirken weit über das Volk, das ihn hervorgebracht, hinausreichte, ja überall, wo zivilisierte Menschen wohnen, geistiges Leben befruchtete und bestimmte. Er war, wie viele hinzufügen würden, der Philosoph seiner Zeit, d. h. der Mann, der dem wissenschaftlichen Bewußtsein der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts seinen klarsten und zusammenhängendsten Ausdruck gegeben hat.

Im Lande seiner Geburt wird das heute von den Vertretern der verschiedensten Denkrichtungen unumwunden anerkannt. Während noch 1864 A. Laugel in der „Revue des Deux Mondes“ Spencer mit vollem Recht nachrühmen konnte, er habe sich der Philosophie zuliebe „mit edler und rührender Selbstentsagung der Armut und, was noch schwerer zu tragen ist, der Unberühmtheit geweiht“, ist ihm seitdem reichste Anerkennung, und zwar gerade die Anerkennung, die der Weise allein schätzt, das Lob Ebenbürtiger zu teil geworden. Ein Lewes fragt in seiner Geschichte der Philosophie, ob „England je einen Denker von feinerem Kaliber hervorgebracht habe“; ein Darwin nennt ihn „den größten jetzt lebenden Philosophen Englands, vielleicht jedem der früheren ebenbürtig“; ein John Stuart Mill stellt ihn auf eine Stufe mit Auguste Comte, in seinem Munde

das höchste Lob: Professor Huxley, in diesem Punkt wohl eine der ersten Autoritäten, urteilt, „die einzige vollständige und methodische Darstellung der Entwicklungstheorie, die ich kenne, findet sich in Herbert Spencers philosophischem System, einem Werk, das jeder fleißig studieren sollte, der sich mit den Tendenzen der wissenschaftlichen Bewegung bekannt machen will“; und ähnlich andere bedeutende Männer. In dieser gerechteren Würdigung des großen Philosophen sind die Vereinigten Staaten dem Mutterland vorausgegangen, und alle angelsächsischen Kolonien gefolgt. Spencers Name ist dann bis in den fernsten Osten gedrungen, und seine Philosophie wird auf den Universitäten Japans eifrig studiert. In der Literatur der Nordländer und der Russen stoßen wir Schritt und Tritt auf seine Gedanken, und die romanischen Völker haben sich in zahlreichen Büchern und Aufsätzen mit seinen Ideen beschäftigt. Wenn andererseits die Erbitterung und Hartnäckigkeit, mit denen eine Theorie bekämpft wird, nur einigermaßen ein Maßstab sind für den Einfluß und die Bedeutung, die sie hat, so konnte sich Spencer auch in dieser Hinsicht nicht beklagen. Es hat ihm nie an heftigen Gegnern gefehlt, und Bücher und Flugschriften, die ihn und seine Lehre „vernichten“, würden einen stattlichen Bücherschrank füllen. Man wird ohne Zweifel zugeben müssen, daß Spencers Einfluß auf das geistige Leben heute lange nicht mehr so groß ist, wie vor ein paar Dezennien, und daß gerade in den letzten Jahren eine sehr scharfe Reaktion gegen einige seiner festesten Überzeugungen eingesetzt hat. Spencers Philosophie ist rein positiv. Nichts ist ihm sicherer, als daß eine Metaphysik unmöglich ist. Der letzte Essay in seinem letzten Werk heißt: „Letzte Fragen“, und sein Inhalt ist: Letzte Fragen sind unlösbar. In Oxford und nicht nur in Oxford ist man dagegen heute wieder sehr metaphysisch. Es herrscht dort ein Neoidealismus,

der in Hegel, nicht in Spencer seinen Meister sieht. Spencer war ein strikter Individualist: wenn etwas heute außer Mode ist, so ist es die Laissez-Faire Theorie des alten Liberalismus, die Spencer fortgesetzt hat, und der er eine philosophische Rechtfertigung und Begründung zu geben suchte. Daß die Vorschriften der Moral und Gerechtigkeit nicht nur für das Verhalten der Individuen zueinander, sondern ebenso für das der Völker gelten, ist eine Theorie, die Spencer vielleicht leidenschaftlicher als irgend eine andere verteidigt hat. Nirgends hat er tauberen Ohren gepredigt. In einem Punkt allerdings kann von einer Reaktion gegen seine Ansichten keine Rede sein, sondern nur von siegreichstem Durchdringen, und seine modernen Verkleinerer und Verächter sollten nicht übersehn, daß das gerade der Punkt ist, in dem Spencers origineller Beitrag zum Schatz des Wissens und der philosophischen Ideen bestand. Wenn heute jedem gebildeten Menschen die Allgemeingültigkeit des Entwicklungsgesetzes feststeht, so ist das in erster Linie sein Werk. Man kann sagen, daß gerade hier seine leitenden Gedanken heute so sehr zum Gemeingut aller Gebildeten geworden sind, daß man bereits vergessen hat, wem man sie verdankt.

Was speziell Spencers Verhältnis zu Deutschland betrifft, so wird man zugeben müssen, daß er unserem Volk wohl weniger bedeutet hat als irgend einer anderen zivilisierten Nation.

Für Deutschland hat er bis Anfang der achtziger Jahre kaum existiert, und man wird schwerlich fehl gehn mit der Annahme, daß er auch heute noch für viele deutsche Gelehrten und Philosophen nicht viel mehr als ein bloßer Name ist. Gewiß eine erstaunliche Tatsache, daß sich gerade das „Volk der Denker“ gegen den vielleicht größten Denker unserer Zeit ablehnend verhalten hat, um so erstaunlicher, weil Spencer

im Gegensatz zu allen anderen englischen Philosophen im ganzen Charakter seiner Philosophie etwas hat, das ihn deutscher Geistesart näherrückt. Spencer teilt die instinktive Abneigung seiner Landsleute gegen das deduktive Verfahren in keiner Weise; er dringt vielmehr überall auf eine innige Verknüpfung der induktiven mit der deduktiven Methode. Und er sieht, wieder ungleich seinen Landsleuten, in der Analyse, d. h. Prüfung und Zerlegung des Tatsächlichen in seine Bestandteile, nicht das Endziel philosophischer Betrachtung, sondern nur eine vorbereitende Arbeit zur Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe, die in der Synthese liegt, d. h. in der Zusammenfassung des Einzelnen zu einer einheitlichen Weltanschauung. Spencers unermüdliches Streben nach Synthese, die sich auf Analyse stützt, und seine weise und vorsichtige Verknüpfung der induktiven und deduktiven Methode in der Behandlung philosophischer Fragen hat nach meiner Ansicht zur Folge gehabt, daß gerade seine Philosophie mehr als irgend ein anderes System jener berühmten Definition des deutschen Philosophen Wundt Genüge tut, die Philosophie sei „die allgemeine Wissenschaft, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten allgemeinen Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen hat".

Es klingt nun ohne Zweifel paradox, wenn man gerade in diesem Streben nach Totalität des Wissens, diesem charakteristischen Zuge der Spencerschen Philosophie, der an und für sich deutschem Geschmack zusagen sollte, die Ursache ihrer relativen Einflußlosigkeit in Deutschland sucht. Das Paradoxon ist nur scheinbar. Spencers Wirken fiel nämlich in der Hauptsache in eine Zeit, da die Vorkämpfer des geistigen Fortschritts in Deutschland nicht die Philosophen, sondern die Männer der positiven Einzelwissenschaften waren. Auf sie mußte aber der bloße Titel von Spencers Werk:

„Ein System der synthetischen Philosophie“ abstoßend wirken. Sie erinnerten sich noch zu gut des unheilvollen Einflusses, den zu Anfang des vorigen Jahrhunderts alle die unzähligen Philosophiesysteme gerade auf das Studium der Naturwissenschaften gehabt hatten: sie waren es nicht anders gewohnt, als in Philosophiesystemen aprioristische, über die Welt der Tatsachen erhabene Spekulationen und im besten Falle geistreiche Träumereien über das, wovon wir nichts wissen können, zu sehn. Das Newtonsche: „Physik, hüte dich vor der Metaphysik!“ war mit Recht ihr Motto. Allen diesen Männern lag der Begriff einer Philosophie fern, die nirgends die Einzelwissenschaften meistern will, sondern nur danach strebt, die Resultate, die sie gewonnen haben, zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen; sie suchten überall eher als in einem „System der Philosophie“ Anregung zu ihrer Arbeit, befruchtende Gedanken und nüchterne Hypothesen. Und die Philosophen? Bei ihnen wirkte wohl die alte Abneigung gegen den „seichten, oberflächlichen“ britischen Empirismus nach. Was kann Gutes aus Nazareth kommen? Was können wir, die Schüler eines Kant, eines Hegel, eines Schelling von einem Spencer lernen? Wie als ob es nicht gerade ein Brite gewesen, der Kant und die deutsche Philosophie aus ihrem „dogmatischen Schlummer“ aufgeweckt hat! Wie als ob sie nicht immer nur zu viel Neigung gezeigt, in diesen Schlummer zurückzusinken, und wie als ob es ein besseres Mittel gegen diese deutsche Traumsucht gäbe, als eine erfrischende Dosis des nüchternen britischen Empirismus!

Ich gebe übrigens gerne zu, daß man heute nur noch in einem relativen Sinn von einer Vernachlässigung Spencers in Deutschland reden kann. Seit Anfang der achtziger Jahre ist sein Einfluß auch hier stetig gewachsen, und als Beweis dafür, daß man auch in Deutschland dem großen englischen Denker die ihm ge-

bührende Anerkennung in steigendem Maß zukommen läßt, darf vielleicht auch der Umstand angeführt werden, daß in der vorliegenden Sammlung monographischer Darstellungen sein Name als der eines „Klassikers der Philosophie“ von Anfang an figuriert hat.

Es hängt mit der ganzen Richtung deutscher Philosophie zusammen, daß sie, wo sie sich überhaupt mit Spencer befaßt, beinahe immer den Punkt verfehlt, in dem seine Größe liegt, und nach dem seine Bedeutung abzuschätzen ist. Der Spencer, den sie kennt, ist der Philosoph des „Unerkennbaren“, nicht der Philosoph der Entwicklungstheorie. Verschiedene deutsche Abhandlungen sind seinem „Unerkennbaren“, seiner Erkenntnistheorie, seiner Beilegung des Streits zwischen Religion und Wissenschaft gewidmet worden. Keine aber hat untersucht, ob seine Entwicklungsphilosophie das ist, was sie sein will, eine auf streng empirischem Wege gewonnene, zugleich aber deduktiv mit den letzten Tatsachen des Bewußtseins in Zusammenhang gebrachte, gedankliche Synthese der Synthese der Dinge. Spencer hat sich natürlich im Lauf seines Denkens auch mit den Fragen nach „dem Ding an sich“, dem Verhältnisse von Objekt und Subjekt und andern Problemen dieser Art zu beschäftigen gehabt; seine Ursprünglichkeit liegt aber nirgends in ihrer Lösung, in der er vielmehr im wesentlichen Sir William Hamiltons und Henry Mansels Vorgang folgt. Sein vielumstrittener Begriff des „Unerkennbaren“ z. B. ist einfach sein Ausdruck für die von den meisten Philosophen verkündete Lehre, daß alle Erkenntnis relativ und phänomenal ist, ein Ausdruck, dessen Quellen offenbar Hamiltons „Philosophie des Unbedingten“ und Mansels „Grenzen des religiösen Gedankens“ sind. Die Form, in der diese Lehre bei Spencer auftritt, mag ungeschickt, ja logisch unhaltbar sein; ob sie das aber ist oder nicht, davon hängt die Wertung seiner Philosophie nicht ab, sondern vielmehr

davon, ob seine Formel der Entwicklung gleich Newtons Formel der Schwerkraft eine auf Tatsachen gegründete Verallgemeinerung ist, die die allgemeinen Züge alles Seienden und Werdenden wiedergibt und dadurch — was die Philosophie nach Spencer soll — alles Wissen vereinheitlicht. Der Amerikaner E. L. Youmans, den man nicht unpassend als den Entdecker Spencers bezeichnen kann, charakterisiert einmal Spencers Stellung als Denker sehr glücklich mit folgenden Worten: „Auf diese große Krisis in der Geschichte geistigen Fortschritts (nämlich das allmähliche Durchdringen einer evolutionistischen Betrachtungsweise) muß man blicken, wenn man Spencer richtig würdigen will. Er hat auf die Ehre Anspruch, der Erste gewesen zu sein, der die volle Bedeutung des neuen geistigen Gesichtspunktes erkannte! Als sich die Theorie, daß die gegenwärtige Ordnung der Dinge auf einen Schlag und in aller Vollständigkeit ins Dasein gerufen worden, als nicht länger haltbar erwies, wurde die Ansicht laut, es komme wenig darauf an, wie sie entstanden, das bestehnde System sei dasselbe, was immer seine Quelle sein möge. Spencer dagegen erkannte, daß die Frage, wie die Dinge geworden sind, von grundlegender Bedeutung ist, und daß wir nie recht verstehen können, was sie sind, wenn wir nicht wissen, wie sie zu dem geworden sind, was sie sind. Indem er von dem Gesichtspunkt ausging, den die Astronomen wahrscheinlich gemacht und die Geologen demonstriert haben, daß nämlich in der unendlichen Vergangenheit die Natur immer demselben System von Gesetzen gehorcht hat, und indem er annahm, daß die bestehnde Ordnung überall aufgefaßt werden muß als hervorgegangen aus einer vorherbestehnden Ordnung, kam er zur Überzeugung, daß der Wissenschaft nichts anderes übrig bleibt, als den ganzen Inhalt der Natur von demselben Gesichtspunkt aus zu betrachten. Er sah daher, daß Leben, Geist

Mensch, Wissenschaft, Kunst, Sprache, Sittlichkeit, Gesellschaft, Staat und staatliche Einrichtungen Dinge sind, die einer allmählichen und beständigen Entwicklung unterliegen und in keiner andern Weise erklärt werden können als durch eine Theorie des Wachstums und der Ableitung. Man kann für Spencer nicht den Anspruch erheben, daß er der Erste gewesen, der diese Forschungsmethode auf besondere Gegenstände angewandt hat; wohl aber war er der Erste, der sie als allgemeine Methode handhabte, der Erste, der sah, daß sie uns eine neue Anschauung der menschlichen Natur, eine neue Geisteswissenschaft, eine neue Gesellschaftswissenschaft geben muß und sie alle als Glieder eines zusammenhängenden Gedankensystems. Und er war ferner der Erste, der von diesem neuen Gesichtspunkt aus oder, mit andern Worten, auf Grundlage des Entwicklungsprinzips ein umfassendes philosophisches System geschaffen hat. Kurz ich würde seine Stellung als Denker dahin bestimmen: Er hat eine allgemein mißachtete Auffassung der Natur sich zu eigen gemacht und mehr dazu beigetragen als irgend ein anderer, sie zum Ausgangspunkt einer neuen Ära wissenschaftlicher Erkenntnis zu machen."

Ich möchte diese Würdigung des Philosophen, die einer seiner frühsten Anhänger vor mehr als dreissig Jahren niederschrieb, zum Motiv nehmen, das sich durch alle folgenden Ausführungen hindurchziehen soll: ich möchte, mit anderen Worten, Spencer darstellen als den großen Philosophen des Entwicklungsprinzips, eines Prinzips, das die Weltanschauung unserer Zeit tiefer beeinflußt hat, als irgend etwas anderes, und eines Prinzips, von dessen umgestaltender und umwertender Bedeutung wir sozusagen erst einen Hauch, wenn auch einen mächtigen Hauch verspürt haben.

Es ist immer ein verzweifeltes Unternehmen, auf wenigen hundert Seiten ein getreues Bild einer Welt-

anschauung zu geben, die ihr Urheber in vielen dicken Bänden und auf vielen tausend Seiten niedergelegt hat. So wenig uns ein Reisebuch den Besuch des Landes, von dem es erzählt, ersparen kann, so wenig kann ein Büchlein über einen Philosophen, wie Spencer, die Bücher des Philosophen auch nur notdürftig ersetzen. In beiden Fällen setzt wirkliches Bekanntwerden wirklichen Besuch voraus. Der „Bädeker“ kann aber die Reise erleichtern: er kann uns sagen, was die charakteristischen Züge des Landes sind: er kann uns einen allgemeinen Begriff geben von dem, was wir zu sehn bekommen werden. Wenn die folgenden Blätter dasselbe für das weite Land der Spencerschen Philosophie tun können, haben sie ihren Zweck erfüllt. Sie schmeicheln sich, ein Führer zu sein, der das Eindringen in jenes Land erleichtert und zugleich anreizt, den Versuch zum Eindringen zu machen. —



Erster Teil.

Spencers Leben.



1. Über Spencers Leben und besonders über die Geschichte seines inneren Lebens sind wir seit seinem Tode besser unterrichtet, als das bei den meisten Philosophen der Fall ist. Er selbst hat in den Jahren 1886—1894 in kleinen Abschnitten unter Benützung früherer Aufzeichnungen seine Autobiographie oder, wie er selbst es nennt, „a natural history of myself" diktiert und ihre Veröffentlichung nach seinem Tod angeordnet. Auf den 1998 Seiten ihrer zwei Bände findet der Leser, der Eingehnderes über das Leben des Philosophen zu hören wünscht, alles Wissenswerte und, müssen wir hinzusetzen, auch vieles nicht Wissenswerte. Unsere Aufgabe kann es nur sein, in dieser Skizze die wichtigsten Ereignisse seines Lebens und die bedeutendsten Momente seines Entwicklungsganges kurz zusammenzufassen.

Herbert Spencer wurde am 27. April 1820 in Derby, im Herzen Englands, geboren; er ist also im Gegensatz zu andern führenden Geistern des Victorianischen Zeitalters, einem John Stuart Mill, einem Carlyle, Ruskin, Macaulay, Sir William Hamilton, die alle schottischer Herkunft sind, gleich Darwin ein echter Engländer. Spencers Vorfahren auf beiden Seiten waren überzeugte Nonconformisten — „kein Spencer tanzt je", sagte einer seiner Onkel — und sein Großvater, Vater und Onkel waren Schullehrer. Das würde nach seiner eigenen Vererbungstheorie seine tiefwurzelnde Abneigung gegen alles Dogmatische und Autoritative und den nicht weniger aus-

gesprochenen didaktischen Zug seines Wesens erklären. Spencer glich äußerlich seiner Mutter, war aber geistig ganz der Sohn seines Vaters. Seine Mutter war nach seiner eigenen Schilderung eine liebenswürdige und gute Frau, die aber mit hohen moralischen Eigenschaften nur eine Durchschnittsintelligenz verband. Sie hat ihren großen Sohn bewundert, konnte aber seine Bücher, wenn wir von wenigen Essays absehn, nicht verstehn. Seinem Vater stellt Spencer selbst folgendes hohe Zeugnis aus: „abgesehn von gewissen Fähigkeiten, die mich speziell für meine Arbeit geschickt machten, Fähigkeiten, die ich verstärkt von ihm ererbte, halte ich dafür, dass ich in vieler Beziehung intellektuell und emotionell, wie physisch hinter ihm zurückstehe.“ Dieses Zeugnis des Sohnes wird von anderer Seite bestätigt. Alle seine Bekannte beschreiben Spencers Vater als einen geistig äußerst regen, selbständig denkenden und selbständig handelnden Mann. In seinem Beruf als Schullehrer war er ein entschlossener Feind der nur zu üblichen Methode, die ihren Stolz darein setzt, das Gedächtnis der Kinder mit Bücherwissen zu überladen; er legte vielmehr alles Gewicht darauf, zu Selbsttätigkeit und Selbständigkeit im Denken und Beobachten anzuleiten. Kurz, er verkörperte in seinem pädagogischen Handeln die Ansichten, denen später sein Sohn in den berühmten Aufsätzen über die Erziehung vollendeten Ausdruck gab. Die pädagogischen Ansichten des Vaters haben auf die geistige Entwicklung des Sohnes einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Spencer selbst hat ausdrücklich anerkannt, daß er viele der ausgesprochensten Züge in seiner ganzen Denkrichtung seinem Vater verdanke, so vor allem „die tiefwurzelnde Neigung, überall nach Ursachen zu forschen und zwar nach Ursachen physischer Natur“. Sein Vater habe aber stets mehr durch Beispiel als durch direkte Lehre gewirkt.

2. Vier Jahre nach der Geburt Herberts, seines einzigen überlebenden Kindes, zwangen Gesundheitsrücksichten den alten Spencer, seine Schule in Derby aufzugeben. Er zog in das benachbarte Nottingham, wo er, wie beinahe die halbe Stadt, in der Spitzenfabrikation Beschäftigung fand. Schon nach drei Jahren gings aber wieder zurück nach Derby zur kongenialeren Beschäftigung des Lehrens und Unterrichtens. Jung Spencer hatte bereits in Nottingham kurze Zeit bei einer Lehrerin die Schule besucht, und in Derby wurde seine Ausbildung zuerst zu Hause von seinem Vater und dann in der Schule eines Onkels fortgesetzt. Da er von so zarter Gesundheit war, daß seine Eltern mehrmals die Hoffnung aufgegeben hatten, ihn überhaupt fortzubringen, vermied sein Vater mit Recht aufs peinlichste jedes Drängen und Überanstrengen, und Herbert war denn auch in keiner Weise ein „Wunderkind“; im Gegenteil, er galt eher als „zurückgeblieben“. Er wurde über sieben Jahre, bis er lesen lernte, und als er der großen Kunst mächtig war, fand er wenig Geschmack an ihrer Ausübung. In der Schule feierte er durchaus keine Triumphe. Er war unaufmerksam und faul und haßte vor allem das Auswendiglernen aufs grimmigste. Dabei war er unfolgsam und eigensinnig, Vorstellungen und Ermahnungen sehr unzugänglich und darauf erpicht, überall seinen eigenen Weg zu gehn, also durchaus kein Musterschüler. Den Spencer, der in spätern Jahren so unermüdlich für Recht und Freiheit des Individuums eintritt und mit leidenschaftlichen Worten gegen Unterdrückung und Gewaltherrschaft in jeder Form protestiert, erkennen wir wieder, wenn wir hören, daß er als kleiner Junge allem „Bullying“, wie das in englischen Schulen zum System ausgebildete Tyrannisieren jüngerer durch ältere Schüler genannt wird, nicht zu brechenden Widerstand leistete. Der wertvollere Teil seiner Erziehung ging inzwischen außerhalb der Schule vor sich.

Sein Vater lehrte ihn nach der Natur zeichnen, worin er schnelle Fortschritte machte, und unterstützte und leitete seinen ausgesprochenen Sammeleifer, dem Käfer, Schmetterlinge und Blumen zum Opfer fielen. Er zog ihn ferner zu den Stunden heran, in denen er mit Privatschülern physikalische und chemische Versuche machte, und hier schüttelte der junge Spencer die Gleichgültigkeit schnell ab, die ihm im Klassenzimmer anhaftete. Er machte früh Versuche auf eigene Faust und wurde dazu, wie zu jeder Art schaffender Tätigkeit, vom Vater eifrig ermuntert. Er durfte ferner schon als kleiner Knirps bei den regelmäßigen Disputationen zuhören, in denen sein Vater und seine Onkel, alles aufgeklärte und geistig sehr regsame Männer, brennende Fragen der Politik und Religion zu erörtern pflegten, und auch die vielen litterarischen, wissenschaftlichen und medizinischen Zeitschriften, die ins Haus seines Vaters kamen, der Sekretär der philosophischen Gesellschaft in Derby war, wurden seiner etwas erratischen Wißbegierde nicht vorenthalten. Seine religiöse Erziehung wurde keineswegs vernachlässigt; es geschah im Gegenteil des Guten zu viel. Sein Vater und seine Mutter waren beide Methodisten; im Vater hatte sich aber mit der Zeit eine Abneigung gegen das methodistische System festgesetzt, und er war allmählich ein regelmäßiger Besucher des Versammlungshauses der Quäker geworden. Die Mutter dagegen blieb dem alten Glauben treu, und die Folge war, daß der Sohn morgens mit dem Vater die Quäkerversammlung und abends mit der Mutter die Methodistenkapelle besuchen mußte. Dieses sonntägliche Hin-und-Her trug nicht gerade dazu bei, dem Knaben einen hohen Begriff vom Wert theologischer Dogmen zu geben, und das erzwungene Lernen einer Masse Lieder und Bibelsprüche verleidete ihm auf die Dauer alle biblische Sprache. Ein Werk, wie es Spencer geschaffen, setzt hohe konstruktive Einbildungskraft voraus, und man hört

mit Interesse aus seiner Autobiographie, daß er als Knabe eine sehr große Neigung zum „Luftschlösser-Bauen“ hatte, eine Neigung, die während seiner ganzen Jugend anhielt und ihn oft am hellen Tag wie traumverloren umhergehn ließ.

3. Spencer wuchs unter dieser Erziehung, die alle Treibhausmethoden mied und ihn möglichst seine eigenen Wege gehn ließ, zu einem relativ kräftigen und gesunden Burschen heran, und als er dreizehn Jahre alt war, hielt sein Vater die Zeit für gekommen, ihn nach englischer Sitte aus dem Elternhause weg in fremde Obhut zu geben, die einen gleichmäßigern Unterricht und strengere Zucht möglich machte. Er wählte aber keine der öffentlichen Schulen, sondern sandte den jungen Herbert zu seinem Bruder Thomas, der als Geistlicher der anglikanischen Kirche die Pfarrei Hinton Charterhouse bei Bath unter sich hatte. Spencer hatte zuerst großes Heimweh, und es führte zu dem einzigen Abenteuer seines Lebens. Das 13jährige Bürschlein lief in Hinton davon und ruhte nicht, bis es Derby erreichte. Er marschierte dabei am ersten Tag 76, am zweiten 74 und am dritten 30 km, schlief zwei Nächte gar nicht und lebte von Brot und Wasser, eine Leistung, die jedenfalls für eine ganz außergewöhnliche Willenskraft zeugt. Nach vierzehn Tagen nach Hinton zurückgebracht, söhnte er sich schnell mit seinem Schicksal aus. Sein Onkel war gleich Spencers Vater und seinen andern Brüdern ein selbständig denkender, unabhängiger und gemeinnütziger Mann. Ungleich den meisten seiner Amtsbrüder, die durchweg hochkonservativ waren, beteiligte er sich an der demokratischen Chartistenbewegung und war ein eifriger Förderer der Agitation gegen die Korngesetze. Er verband mit einem warmen Herzen, das ihn trieb, sich im Dienst des öffentlichen Wohls zu Tode zu arbeiten — er starb nur siebenundfünfzig Jahre alt infolge geistiger

Überanstrengung —, einen außergewöhnlich klaren Verstand, der ihm ermöglichte, in allen Reformbestrebungen die Spreu vom Weizen zu sondern. Es war gewiß ein großes Glück für jung Spencer, in den bildungsfähigen Jahren von dreizehn bis sechzehn unter einem solchen Mann zu stehn, und Onkel und Neffe verstanden sich vortrefflich, bis auf einen wichtigen Punkt.

Reverend Thomas war ein „University man“; er hatte mit großem Erfolg in Cambridge studiert, liebte seine Universität und dachte hoch von den geistigen Vorteilen, die ihr Besuch mit sich bringe. Es war nur natürlich, daß er seinem Neffen diese Vorteile zu gute kommen lassen wollte. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Als er Herbert mitteilte, man werde ihn später auf die Universität senden, sträubte sich dieser mit der ganzen ihm eigenen Hartnäckigkeit. Er wollte nicht auf die Universität gehn, die ihn doch nur Dinge lehren könne, für die er sich nicht interessiere — man vergesse nicht, daß es sich um das Cambridge der dreißiger Jahre handelte —; und er ging nicht auf die Universität. Übrigens hatte er trotzdem den gewöhnlichen Vorbereitungskurs durchzumachen und bewies dabei in jeder Beziehung die charakteristische Richtung seines Geistes. Das wenige Griechisch und Latein, das er in Derby gelernt, wurde wieder aufgenommen und daneben mit Französisch begonnen, doch all das ohne Interesse und mit wenig Erfolg. Spencer konnte mit dem Auswendiglernen von Wörtern und willkürlichen Grammatikregeln nicht fertig werden; sein Gedächtnis versagte für unzusammenhängendes Detail, so gut es überall Prinzipien festhielt. Wo es dagegen galt, zu konstruieren und zu deduzieren, war er am Platz, und in Mathematik und Mechanik überflügelte er bald alle seine Mitschüler, wobei er früh seine wachsende Neigung verriet, auf eigene Faust Dinge zu analysieren und neue Probleme aufzuspüren.

Nachdem die drei Vorbereitungsjahre vorüber waren, kehrte er, statt nach Cambridge zu gehn, ins Vaterhaus zurück, wo er ein Jahr lang seine Weitererziehung in die eigene Hand nahm. Daß es dabei ziemlich willkürlich und unsystematisch zuging, braucht kaum gesagt zu werden; er las und studierte, was ihm eben gerade behagte.

Wir stehn nun am Ende der eigentlichen Schulzeit des Philosophen. Hatte er schon in diesen Jahren das Beste, was er wußte, auf eigene Faust gelernt, so hat er künftig nie mehr einen Lehrer im eigentlichen Sinne des Wortes gehabt. Man hat vielfach beklagt, daß er sich freiwillig von den Vorteilen einer Universitätbildung ausschloß, und geglaubt, in seinen Schriften charakteristische Spuren ihres Mangels zu finden — vornehmlich in seiner Unterschätzung des Wertes der humanistischen Bildungselemente und einem gewissen Mangel an historischem Sinn. Man hat damit ohne Zweifel Recht; Spencer hätte gewiß auf der Universität manches gelernt, was wir heute bei ihm vermissen; er hätte aber wahrscheinlich auch vieles gelernt, was er besser nicht gelernt hat. Seine geistige Entwicklung, die so ganz spontan ist, und deren Reiz vor allem in ihrer Spontaneität liegt, wäre vermutlich in künstliche Bahnen gelenkt worden, und so hätte er wohl an Ursprünglichkeit verloren, was er an Bildung gewinnen mochte. Spencer selbst hat keinen Augenblick bereut, daß er keine Universität besucht hat, und selbst sein Onkel hat trotz aller seiner Hochschätzung für Universitätbildung später anerkannt, daß sein Neffe bei seiner geistigen Eigenart doch wahrscheinlich recht gehabt habe. Wenn aber Spencer seine persönlichen Erfahrungen in seinen pädagogischen Schriften und in vielen Äußerungen über den Wert oder besser den Unwert der Universitätbildung verallgemeinerte, so hat er wohl übersehn, daß eine Kost und Behandlung, unter denen

ein junger geistiger Riese wachsen und gedeihen mag, für Durchschnittsmenschenkinder Verderben und Verkümmern bedeuten können. Eines schickt sich nicht für alle; das wird wohl auch in Erziehungsfragen gelten.

4. Spencer war nun siebzehn Jahre alt, und seinem Vater schien es an der Zeit, daß er sich für einen Beruf entscheide. Ihm galt der Lehrberuf als der höchste, und er wünschte sich nichts Besseres, als daß sein Sohn der Familientradition treu bleibe und Lehrer werde. Der Wunsch schien in Erfüllung zu gehn; im Sommer 1837 war Herbert wirklich drei Monate Hilflehrer in der Schule, die er als Knabe besucht hatte. Und er schien trefflich für den Beruf zu passen; er zeigte großes Talent für klare Auseinandersetzung, viel Fähigkeit, die Schüler zu interessieren und zu eigenem Nachdenken anzuregen. Spencers Laufbahn schien nun vorgezeichnet, als ganz unerwartet noch im Herbst desselben Jahres ein verlockendes Anerbieten seinem Leben eine andere Richtung gab. Ein früherer Schüler und Freund seines Vaters, der Ingenieur Charles Fox, war mit dem Bau der London-Birminghamer Eisenbahn betraut worden. Er hatte von den ausgezeichneten mathematischen Kenntnissen des jungen Spencers gehört und bot ihm einen Posten an dem Unternehmen an. Spencer nahm an und bekleidete den Posten ein Jahr lang, während dessen er die gewöhnliche Arbeit eines Eisenbahningenieurs verrichtete, d. h. Karten zeichnete, Pläne entwarf u. s. w. Im Herbst 1838 trat er dann zur Birmingham-Gloucester-Bahn über, in deren Dienst er die nächsten anderthalb Jahre stand. Während dieser Zeit setzte er seine mathematischen Studien eifrig fort und lieferte mehrere Beiträge für das „Civil Engineer's Journal", in denen er verbesserte technische Methoden und Konstruktionen beschrieb. Sein schöpferisches Talent auch auf diesem Gebiete bewies er durch die Erfindung eines kleinen

Instruments zum Prüfen der Schnelligkeit von Lokomotiven, das er Velocimeter nannte.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1839 war Spencer hauptsächlich im Freien beschäftigt; er hatte die Leistungen von Maschinen zu prüfen und den Bau der Linie zu beaufsichtigen. Im Zusammenhang damit verfiel er auf das Sammeln von Fossilien, und das führte ihn zum Studium der Geologie. Er las Sir Charles Lyells berühmte Prinzipien der Geologie und stieß in diesem Werk zum erstenmal auf die Entwicklungstheorie in ihrer Anwendung auf organische Wesen. Spencer erzählt, daß sie sofort großen Eindruck auf ihn machte, trotzdem daß sie das unvollkommene Lamarcksche Gewand trug, und trotzdem daß Lyell sie nach gründlicher Auseinandersetzung bekämpft und völlig verwirft. Lyells Gründe schienen dem jungen Spencer nicht stichhaltig, und er wurde durch die Lektüre ein überzeugter Anhänger der Theorie, der Darwin zwanzig Jahre später eine rationellere Begründung geben sollte. Spencer hatte sich schon um diese Zeit weit von der landläufigen Theologie entfernt und immer mehr in den Glauben an die Allgemeingültigkeit der Naturgesetze und die Gleichförmigkeit des Naturgeschehns hineingelebt. Die Lamarcksche Theorie kam dieser Denkrichtung entgegen und wurde deshalb von ihm angenommen, ohne daß er zu genau nach der Stichhaltigkeit des Beweismaterials, auf das sie sich stützte, gefragt hätte.

5. Spencer hatte inzwischen seinen zwanzigsten Geburtstag gefeiert; seine Lehr- und Wanderjahre waren aber noch lange nicht zu Ende. Er war dem Ingenieur-Beruf sehr zugetan; es wurde aber bald immer klarer, daß dieser ihm die sichere Lebensstellung nicht bieten konnte, die er von ihm erhofft hatte. Im Eisenbahnbau wechselten Zeiten wildester Spekulation und allgemeiner Tätigkeit mit Zeiten tiefer Depression ab. Während

der Schwindelperioden konnte man gar nicht Ingenieure genug finden und zahlte die höchsten Gehalte, die natürlich immer mehr junge Leute anlockten. Ebbte die gute Zeit dann allmählich weg, so stellte sich bald heraus, daß die Profession schrecklich überfüllt war, und eine Masse junger Ingenieure saß auf dem Trocknen. So ging es Spencer wieder und wieder; er blieb aber trotzdem dem Beruf noch mehrere Jahre treu. So unangenehm einem jungen Mann die langen Pausen erzwungenen Nichtstun sein mußten, so hatten sie doch andererseits das Gute, daß sie ihm Zeit zur Weiterausbildung ließen. Vornehmlich in diesen Jahren hat Spencer sich den gewaltigen Vorrat positiven Wissens auf allen denkbaren Gebieten angelegt, von dem seine Essays und sein System so beredtes Zeugnis ablegen.

Die erste längere Pause in seiner beruflichen Arbeit ließ er im Jahr 1841 eintreten. Er kehrte im April dieses Jahres ins Elternhaus zurück, um es vor zwei Jahren nicht wieder zu verlassen. Er hatte ursprünglich die Absicht, seine mathematischen Kenntnisse noch weiter zu vervollkommnen; daraus wurde aber nur wenig. Dagegen arbeitete er in anderer Weise an seiner Ausbildung weiter, allerdings nach seiner Art scheinbar sehr unsystematisch und ohne viel greifbaren Gewinn. Er studierte mehrere Monate lang eifrig Botanik, er übte sich fleißig im Federzeichnen, er beschäftigte sich beständig mit mechanischen Erfindungen, und vor allem: er las viel und vielerlei. Während dieser Zeit war er auch — das einzige Mal in seinem Leben — politisch tätig. Er beteiligte sich 1842 eifrig an einer auf Ausdehnung des Stimmrechts gerichteten Agitation, die sich an eine Flugschrift knüpfte, die der Herausgeber des „Nonconformist", ein Dr. Miall, geschrieben hatte. Spencer wurde Sekretär für Derby und wohnte als Delegierter einer Konferenz in Birmingham bei, auf der — allerdings vergeblich — ein Anschluß an die

Chartistenbewegung gesucht wurde. Eine vielleicht ersprießlichere Tätigkeit entfaltete er, als im Jahr 1842 eine große Überschwemmung seine Vaterstadt heimsuchte. Er schrieb im Auftrag der Stadt einen eingehnden Bericht mit Vorschlägen zur Verhütung der Wiederholung eines solchen Unglücks. —

6. Im Sommer des gleichen Jahres besuchte Spencer seinen Onkel in Hinton, um seine Büste zu modellieren. Und hier in Hinton begann er, angeregt durch politische Gespräche mit seinem Onkel, seine erste Schrift von allgemeinem Interesse, eine Reihe von Briefen für den „Nonconformist", in denen er gleich dem jungen Humboldt in jugendlicher Verwegenheit eine Antwort auf die überaus verwickelte Frage nach den richtigen Grenzen der Staatstätigkeit zu geben suchte. Wir kommen auf diese Briefe zurück, die er in Derby beendigte und die im August des folgenden Jahres unter dem Titel „The Proper Sphere of Government" als Flugschrift erschienen. Dieses Erstlingswerk war der erste Schritt in ein anderes Leben, und es hat ihm wohl den Mut gegeben, im Frühjahr 1843 nach London zu pilgern, in der unbestimmten Hoffnung, dort litterarische Beschäftigung zu finden.

Daraus wurde allerdings für den Augenblick noch nichts. Nachdem er sich in London ein halbes Jahr lang vergeblich nach ihr umgesehn hatte, kehrte er nach Derby zurück. Im nächsten Jahr, 1844, arbeitete er einen Monat in der Redaktion des „Pilot" in Manchester. Es war zu dieser Zeit, daß er sich zum ersten Mal ernstlich mit Fragen der Metaphysik und Psychologie befaßte. Er studierte John Stuart Mills Logik und Kants Kritik der reinen Vernunft, deren Theorie, daß Zeit und Raum reine Formen der Anschauung sind, ihn aber so abstieß, daß er nie über ihren ersten Teil hinausgekommen ist. Inzwischen hatte auf dem Eisenbahnmarkt eine Haussebewegung

eingesetzt, die im Jahr 1845 ihren Höhepunkt erreichte, um dann allerdings mit einem Krach abzuschließen, wie ihn die Londoner City selten erlebt hat. Überall wurden neue Linien geplant und begonnen, und für den Eisenbahningenieur brachen wieder goldene Zeiten an. Der Strudel zog auch unsern jungen Philosophen in seine Kreise, und von 1844—46 sehn wir ihn wieder die meiste Zeit als Bahningenieur tätig. Er hatte es in seinem Beruf so weit gebracht, daß ihm 1845 mehrere Monate ein Bureau in London anvertraut wurde, auf dem er zwanzig Angestellte unter sich hatte. Spencer machte nun, nachdem die Krise im Spätherbst 1845 dem Eisenbahnschwindel ein jähes Ende bereitet hatte, noch einen letzten Versuch, sich als Ingenieur durchzuschlagen. Er nahm 1846 ein Patent auf eine Säge- und Hobel-Maschine, die er erfunden hatte, und wollte dieses Patent zusammen mit einem Freund ausbeuten. Schließlich zog dieser Freund aber vor, nach Indien zu gehn, und der Plan wurde zu Wasser. Damit fand seine Laufbahn als Ingenieur ihren endgültigen Abschluß.

Spencer war gerne Ingenieur und gab den Beruf, wie wir sahen, keineswegs aus freien Stücken auf. Wir dürfen allerdings bezweifeln, daß er dauernde Befriedigung in ihm gefunden hätte, und wir werden jedenfalls nicht bedauern, daß ihm kein Erfolg in einer Beschäftigung blühte, die seinen philosophischen Trieb doch nie zur rechten Enfaltung hätte kommen lassen. Auf der andern Seite haben die Jahre, die Spencer in einem praktischen Berufe verbrachte, sicher nicht wenig dazu beigetragen, ihm mehr Geschäftskenntnis und praktischen Sinn zu verleihen, als man sonst bei Philosophen zu finden gewohnt ist. Man darf bezweifeln, daß er ohne diese Ausrüstung die gewaltigen äußern Schwierigkeiten besiegt hätte, die sich anfangs der Ausführung seines Lebenswerkes entgegenstellten. Sein Freund Youmans schrieb unter dem ersten Eindruck eines Aus-

flugs nach Schottland, den er mit Spencer zusammen machte: „Spencer ist für eine solche Expedition der schnellste, geschickteste, anpassungsfähigste und nützlichste Mensch, den ich kenne. Er ist wunderbar praktisch und erledigt alles, was zu besorgen ist, mit der ganzen Tatkraft und Gewandtheit eines erfahrenen Geschäftsmannes.“ Gewiß ein Zeugnis, das von dem gäng und gäben Bild, das man sich von einem Philosophen macht, seltsam absticht!

7. Spencer versuchte es nun mit der Schriftstellerei. Der Journalist hatte wirklich mehr Glück, als der Ingenieur. Schon im Dezember 1848 errang er sich die Stelle eines Unterredakteurs am „Economist“, der angesehnsten finanziellen und ökonomischen Wochenschrift Englands. Die Stelle bot den doppelten Vorteil, daß sie ihm ein anständiges Einkommen gewährte und verhältnismäßig viel freie Zeit für eigene Studien ließ. Spencer war nicht der Mann, diese Mußestunden ungenützt verstreichen zu lassen. Er vollendete in ihnen im Lauf der nächsten zwei Jahre sein erstes umfassenderes Werk, die „Social Statics“, die er zu Beginn des Herbstes 1848 begonnen hatte. Das Werk wandte sich an keinen grossen Leserkreis und fand auch keinen; es erregte aber in auserlesenen Kreisen viel Aufsehn. Von hier an datierte Spencers lebenslängliche Freundschaft mit Lewes, dessen biographische Geschichte der Philosophie ihn zum ersten Mal mit der allgemeinen Geschichte philosophischen Denkens bekannt machte, und mit George Eliot, die er „die geistig bewundernswerteste Frau, der ich begegnet bin“, nannte, und mit der er lange sehr intim verkehrte. Sie sangen Duette, machten lange Spaziergänge und besuchten häufig zusammen das Theater. Zu weitern Freunden und Verehrern gewann es ihm Huxley, Tyndall, John Stuart Mill, George Grote, J. D. Hooker und andere. Mit allen diesen Männern ist

Spencer bis zu ihrem Tod in regem persönlichem Verkehr geblieben; kein Verhältnis wußte er dagegen zu Carlyle zu gewinnen, den er um dieselbe Zeit kennen lernte.

Die „Social Statics" waren auch in anderer Beziehung bestimmend für Spencers Leben. Sie gaben ihm zuerst ein Bewußtsein seines Könnens und machten ihn zum erstenmal auf die Probleme aufmerksam, denen sein weiteres Denken galt. Von den Fortschritten, die er als Denker in den nächsten acht Jahren machte, zeugen einige zwanzig Essays, die alle anonym erschienen, deren Erfolg ihm aber zusammen mit einer kleinen Erbschaft möglich machte, im April 1853 die journalistische Arbeit am „Economist" aufzugeben und sich künftig ausschließlich der Ausarbeitung seines Gedankensystems zu widmen. Die zehn Jahre von 1848—58 sind recht eigentlich die Zeit, da im Geist unseres Philosophen der Plan zu dem großen Werk keimte und reifte, dem er sein späteres Leben geweiht hat. Die Geschichte seiner inneren Entwicklung während dieser zehn Jahre ist für das Verständnis seiner Philosophie so wichtig, daß ich ihr das ganze zweite Kapitel widmen will. Hier sei nur bemerkt, daß er neben den genannten zwanzig Essays in dieser Periode auch ein größeres Werk verfaßte, seine Prinzipien der Psychologie, die 1855 erschienen. Dieses Buch, das die Wissenschaft der Psychologie auf eine neue Grundlage stellte und für sich allein Spencer einen dauernden Platz unter den ersten Denkern seiner Zeit sichern würde, hat in seinem Leben eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Spencer hatte sich so in sein Studium vertieft, daß er ob ihm alles andere vergaß. Die Folge war ein Zusammenbruch seiner Gesundheit, der ihn zu anderthalbjährigem Nichtstun verurteilte und ihm ein schweres chronisches Leiden hinterließ. Spencer hatte von da an beständig gegen Dyspepsie und Schlaflosigkeit zu kämpfen, und nur

häufiges, gänzliches Aussetzen der Arbeit und striktester Gehorsam gegen die Vorschriften der Gesundheitslehre machten weitere geistige Produktion überhaupt möglich. Im besten Falle konnte er täglich auf drei Stunden intensives Arbeiten rechnen. Es beruhte auf eigenster trauriger Erfahrung, wenn Spencer in seiner Ethik mit so viel Nachdruck die Sorge für die eigene Gesundheit als ethische Pflicht hervorhebt.

8. Während Spencer an seiner Psychologie arbeitete, reifte in ihm die Überzeugung, daß das Entwicklungsgesetz, das er im menschlichen Geiste nachwies, ein Weltgesetz von gleich universeller Bedeutung darstelle, wie das der Schwerkraft, und seine erste Arbeit nach seiner Wiederherstellung war, für dieses universelle Gesetz eine ebenso universelle Ursache nachzuweisen. Gegen Ende des Jahres 1857, als er die erste gesammelte Ausgabe seiner Essays vorbereitete, kam ihm dann der Gedanke, daß dieses allgemeine Gesetz die natürliche Basis für ein philosophisches System abgeben könnte, das wirklich alle Einzelerkenntnisse zu einem umfassenden und zusammenhängenden Weltbild zusammenschließen würde. Mit dem Gedanken an die Möglichkeit eines so gewaltigen Unternehmens stand für Spencer zugleich der Beschluß fest, den Versuch der Ausführung zu machen, und der erste grobe Entwurf des Systems der synthetischen Philosophie trägt das Datum 6. Januar 1858. Mehr äußere als innere Schwierigkeiten, die unüberwindlich schienen, türmten sich ihm entgegen. Das Werk mußte seiner Natur nach viele Jahre zu seiner Vollendung erfordern; Spencer rechnete anfänglich auf zwanzig. Es war eine Riesenarbeit, und der Mann, der sie unternehmen wollte, war physisch ein Invalide. Er hatte das erste Kapitel des ersten Bandes noch nicht vollendet, als ihn bereits einer seiner nervösen Zusammenbrüche für längere Zeit arbeitsunfähig machte! Spencer

war ferner dem großen Publikum so gut wie unbekannt — alle seine Essays waren anonym erschienen, und von der „Psychologie“ waren noch kaum dreihundert Exemplare abgesetzt. Daß er keinen Verleger finden könne und damit des ganzen mächtigen Einflusses verlustig gehn müsse, den die Verleger auf die Presse ausüben, stand ihm von vornherein fest. Seine besten Freunde rieten ihm ab. Die einen meinten, die Zeit sei noch nicht reif für ein solches Unternehmen; die andern, seine Kräfte würden nicht ausreichen. Spencer ließ sich von alledem nicht abschrecken. Er erkannte in dem Werk die Aufgabe seines Lebens; er fühlte die geistige Kraft, der Aufgabe genügen zu können, und hielt an ihr mit der ganzen Zähigkeit seiner Rasse fest. Die ersten Jahre waren schwer, und wäre Spencer kein so willensstarker Mann gewesen, so wäre sein System wohl nie über die ersten hundert Seiten gediehen.

Die erste Schwierigkeit, die überwunden werden mußte, war pekuniärer Natur. Spencer hatte das kleine Vermögen, das er besaß, während seiner Krankheit und durch Veröffentlichungen, die sich nicht zahlten, beinahe ausgegeben und konnte von der Arbeit, der er sich hinfort ganz widmen wollte, auf lange keinen pekuniären Ertrag erhoffen. Er wandte sich nun zuerst im Juli 1858 an John Stuart Mill, setzte ihm seinen Plan auseinander und fragte an, ob sich nicht in der indischen Verwaltung, in der Mill beschäftigt war, ein Vertrauensposten für ihn finden lassen würde, der ihm Zeit genug zur Ausführung seines Planes ließe. Mill antwortete sehr teilnehmend; es fand sich aber nichts. Eine ähnliche Anfrage bei der Regierung war gleichfalls vergeblich, obgleich er sie durch die besten Empfehlungsschreiben unterstützen konnte. John Stuart Mill, George Grote und die Professoren Huxley, Fraser, Hooker, Tyndall, Latham hatten ihm ein schriftliches Gutachten ausgestellt, das dahin ging, er sei vor allen andern der richtige

Mann, um ein großes und eigenartiges Werk zur Erweiterung und Organisierung des Wissens unserer Zeit zu schaffen, und die Förderung dieses Werkes werde der britischen Regierung immer zur hohen Ehre gereichen. Spencer war übrigens an dem Scheitern dieses Planes selbst mitschuldig. Er war einer jener Männer, die unter keinen Umständen ihre Überzeugungen zum Opfer bringen können, und die ausgesprochenen Ansichten, die er von den richtigen Grenzen der Regierungstätigkeit hegte, machten ihm bei der Mehrzahl der Posten, die sonst gepaßt hätten, eine Annahme unmöglich. Andere, die er hätte haben können, hätten seine Zeit zusehr in Anspruch genommen. Als alle diese Pläne gescheitert waren, faßte Spencer Ende 1859 den Entschluß, sein System auf Subskription zu veröffentlichen, und legte ihn in einem „Prospectus" nieder, den er am 27. März 1860 veröffentlichte. Wir werden von diesem denkwürdigen Schriftstück noch mehr hören. Es gibt in dreiunddreißig Unterabteilungen eine ins Einzelne gehnde Übersicht über das ganze Werk, an dem Spencer während der nächsten sechsunddreißig Jahre arbeitete, dessen Grundzüge aber schon damals in seinem Kopfe völlig fertig dastanden. Spencer ist später von dem „Prospectus" nur in wenigen Kleinigkeiten abgewichen.

Die erste Lieferung seines Werkes erschien im Oktober 1860, und weitere folgten vierteljährlich, so daß der erste Band — die „First Principles" — bereits im Juni 1862 fertig war. Die Hoffnung, das Unternehmen werde wenigstens die Kosten decken, verwirklichte sich nicht. Spencer verlor mit jeder Lieferung, die erschien, und die Aussichten auf eine Fortsetzung des Werkes waren trüb. Prof. Youmans, der Spencer damals zum erstenmal gesehen hatte, schrieb am 24. August 1862 an seine Schwester: „Geschäftlich ist es dem armen Mann (Spencer) recht schlimm ergangen. Seine Bücher haben ihm nie etwas eingebracht; im

Gegenteil, sie hängen ihm wie Mühlsteine am Hals. Von der „Psychologie“ sind 500 Exemplare publiziert worden; 300 hat er heute (nach neun Jahren) noch in Händen. Die „Social Statics“ gingen etwas besser. 750 Exemplare wurden vor elf Jahren publiziert, und die Ausgabe ist beinahe erschöpft. Spencer will keine zweite riskieren. Von der „Erziehung“ sind 500 Exemplare gedruckt und 200 verkauft worden. Er wünschte etwas zu tun, um dieses Buch in Umlauf zu bringen. Zu diesem Zweck ließ er einige Exemplare billiger binden und schickte sie auf Wunsch Lehrern per Post zu. So wurden zwölf Exemplare abgesetzt, und das Ergebnis war, daß er den Buchhandel tötlich beleidigte, der nun das Buch diesen Formverstoß entgelten läßt. Und nun hat gar, um das Unglück voll zu machen, letzten Monat sein Verleger George Manwaring falliert, wodurch Spencer den ganzen Ertrag der „Erziehung“ und an seinen andern Publikationen soviel verliert, daß sich seine Einbuße auf 500 Dollars beziffert. Was die „First Principles“ betrifft, so wäre trotz aller Anstrengung die ganze Sache zu Wasser geworden und diesen Sommer aufgegeben worden, hätte er nicht durch den Tod eines Onkels weitere Mittel geerbt. Dieses kleine Kapital setzte ihn in stand, den Plan weiterzuführen und zu leben. Er sprach nur wenig von diesen Erfahrungen, spielte aber zwei- bis dreimal in sehr einfacher und rührender Weise darauf an, im Zusammenhang mit der Hilfe, die ihm von Amerika aus geworden ist. Was er von dort erhielt, ist der ganze Gewinn, den ihm sein Werk bis jetzt eingetragen hat.“

9. Nur die Überzeugung, daß er der Welt wirklich große Gedanken mitzuteilen habe, konnte einen kranken und nervösen Mann im Kampf mit allen diesen Widerwärtigkeiten aufrecht erhalten; und die Leidensjahre waren noch keineswegs vorbei, als Youmans diese Zeilen

schrieb. Das Erscheinen der Biologie (1867 vollendet) bedeutete weitere Verluste, und bevor mehr als die Hälfte des dritten Teils ausgegeben war, schien eine Fortsetzung des Unternehmens unmöglich. Spencer hatte bis dahin durch seine Publikationen 22000 Mark verloren und war nun so gut wie mittellos. Schweren Herzens teilte er daher im Herbst 1865 seinen Subskribenten mit, daß er die Fortsetzung des Werkes einstellen müsse.

Es muß ihm in dieser schlimmen Lage ein Trost gewesen sein, zu sehn, wie diese Mitteilung von den Besten seiner Zeitgenossen in England und den Vereinigten Staaten geradezu als Unglücksbotschaft aufgenommen wurde. Als John Stuart Mill davon hörte, schrieb er sofort an Spencer, sein vielversprechendes Werk dürfe unter keinen Umständen unterbrochen werden; er, Mill, wolle die ganze pekuniäre Verantwortlichkeit für die Fortsetzung auf sich nehmen. Spencer war tief gerührt, glaubte aber, das hochherzige Anerbieten ablehnen zu müssen. Huxley, Lubbock und andere Freunde strengten sich inzwischen an, die Zahl der Subskribenten künstlich zu erhöhen, aber auch dazu gab Spencer seine Einwilligung nur ungern. So war die Lage außerordentlich kritisch, als im Jahr 1866 sein Vater ganz plötzlich starb und ihm ein kleines Vermögen hinterließ. Zum drittenmal setzte so eine Erbschaft Spencer in stand, auszuharren und an seiner selbstgesetzten Aufgabe weiterzuarbeiten.

Im Zusammenhang mit dieser schweren Zeit muß der Dienste gedacht werden, die der Amerikaner Ed. Livingston Youmans Spencer geleistet hat. Youmans, der vielleicht mehr als irgend ein anderer Mann für die Ausbreitung und Popularisierung wissenschaftlicher Kenntnisse in den Vereinigten Staaten getan hat, war bereits 1856 durch einen Aufsatz in der „Medico-Chirurgical Review“, der die „Prinzipien der Psychologie“ besprach, auf Spencer aufmerksam gemacht

worden. Er ließ sich das Buch sofort kommen, erkannte seine Bedeutung und gewann die größte Hochachtung vor seinem Verfasser. Er studierte dann die „Social Statics“ und fand bald Spencers Hand in einer Reihe anonymer Artikel wieder, auf die er in verschiedenen Zeitschriften stieß. Im Februar 1860 zeigte ihm ganz zufällig ein Freund den „Prospectus“, den Spencer eben veröffentlichen wollte, und schon am nächsten Tage bot Youmans Spencer schriftlich an, ihm in jeder Weise, besonders aber in Besorgung amerikanischer Subskribenten, behilflich zu sein. Spencer antwortete erfreut, und damit begann eine intime Freundschaft zwischen den zwei Männern, der erst Youmans Tod im Jahre 1887 ein Ende setzte. Youmans war von Anfang an unermüdlich und mit größter Selbstaufopferung in Spencers Interesse tätig. Es war vor allem sein Werk, daß Spencer in den Vereinigten Staaten früher ein großer Name war als in der Heimat. Youmans verdankte er, daß die New-Yorker Firma „Appleton & Co.“ von Anfang an alle seine Werke in Amerika publizierte und ihn, ohne durch eine litterarische Konvention gezwungen zu sein, geradeso dafür bezahlte, als ob er ein Amerikaner gewesen wäre. Youmans war Spencer auch in der vorher geschilderten Krisis zu Hilfe gekommen. Er hatte kaum vom Stand der Dinge gehört, als er sofort unter Spencers amerikanischen Freunden eine Sammlung veranstaltete, um ihm die Fortsetzung des Werkes zu ermöglichen. Und in kurzem hatte er wirklich 7000 Dollar zusammengebracht. Die ganze Sache wurde Spencer in so feinfühliger Weise mitgeteilt, daß er unmöglich ablehnen konnte. In dem Brief, worin er seinen amerikanischen Freunden dankte, sagt er unter anderem: „Ich füge mich williger, weil die starke Sympathie mit meinen Zielen, die sich von Anfang an in den Vereinigten Staaten äußerte, mich fühlen läßt, daß mehr unpersönliche als persönliche

Erwägungen die Sammler bestimmt haben, und daß sie auch mich leiten sollten. Sagen Sie darum allen, die zu dem prächtigen Geschenk beitrugen, das meine Verluste während der letzten sechzehn Jahre mehr als ersetzt, daß ich es annehme, nämlich als ein anvertrautes Kapital, das für öffentliche Zwecke verwendet werden muß.“ Spencer hat das Ehrengeschenk auf die Sammlung und Verarbeitung der soziologischen Data verwendet, die seiner Gesellschaftslehre zu Grunde liegen. Er hat sich zu dieser Arbeit der Hilfe von drei akademisch gebildeten Sekretären bedient — einer war ein deutscher Landsmann, Dr. Richard Scheppig aus Kiel —, und das Resultat ihrer und seiner Arbeit in seiner „Descriptive Sociology“ veröffentlicht. Das Werk war finanziell ein Mißerfolg. Er hat an ihm über 80000 Mark verloren und mußte seine Weiterführung, nachdem es auf acht Teile gediehen war, infolge der Teilnahmlosigkeit des Publikums auf unbestimmte Zeit vertagen. Spencer hat in seinem Testament Vorkehrungen getroffen, die die Fortsetzung des Werkes sichern.

10. Spencers Verluste dauerten zwar noch einige Jahre fort. Das Schlimmste war aber überstanden, und sein Lebensschiff glitt von nun an auf ruhigem Wasser dahin. Sein Name wurde bekannter und bekannter, — die erste Übersetzung seiner First Principles, merkwürdigerweise eine russische, war bereits 1867 erschienen — und die Nachfrage nach seinen Büchern stieg und zwar so, daß bereits 1875 seine Verluste ganz gedeckt waren. Spencer erfreute sich seitdem eines wachsenden, für seine bescheidenen Bedürfnisse reichen Einkommens; es kam ihm nun zu gut, daß er sein eigner Verleger war.

Der Herbst seines Lebens war, wie wir sehn werden, reich an köstlichen Früchten; dem Biographen

aber bietet er nur wenig Interessantes. Spencer lebte bis Anfang des Jahres 1898, abgesehn von zwei längeren Reisen nach dem Süden Europas und nach den Vereinigten Staaten und abgesehn von jährlichen längeren Landaufenthalten, die sein Befinden nötig machte, ausschließlich in London, und die ganze Zeit hat ihn nur das eine Ziel beherrscht, sein großes Werk zu vollenden. Diesem Ziel hat er alles andere geopfert. Wenn Spencer statt der zwanzig Jahre, die er sich zu seiner Vollendung gesetzt hatte, sechsunddreißig gebraucht hat, so war daran allein sein leidender Zustand schuld. Es zeigte sich bald, daß er zu optimistisch gewesen war, wenn er auf täglich drei Stunden Arbeitszeit rechnen zu dürfen glaubte. Wieder und wieder versagten seine Kräfte ganz, und wochen- und monatelang mußte er auf alle Arbeit verzichten. 1873 hatte er sich, indem er eines seiner populärsten Werke „The Study of Sociology“ schrieb, für sein großes Werk, „Die Prinzipien der Soziologie“ vorbereitet, das er 1874 begann, und dessen erster Band 1877 erschien. Inzwischen hatte sich aber seine Gesundheit sogar derart verschlechtert, daß er alle Hoffnung aufgab, das ganze System, wie es in seinem Geiste fertig stand, ausarbeiten zu können. Er übersprang deshalb die noch ausstehnden Teile der Soziologie und wandte sich sofort der Ethik zu, in der er die Krone seines ganzen Werkes sah. Kaum waren 1879 die „Data of Ethics“ erschienen, als sich sein Vorgefühl bestätigte, und seine Kräfte immer mehr nachließen. Nur sehr langsame Fortschritte machte daher die weitere Ausarbeitung der Prinzipien der Soziologie, der er sich wieder zukehrte, nachdem er in den Data der Ethik wenigstens einen Grundriß seiner ethischen Anschauungen, der seine grundsätzliche Stellung zu diesen wichtigsten aller Fragen fixierte, gegeben hatte. Während die „Ceremonial Institutions“ schon 1879 druckreif waren, konnten

die „Political Institutions“ erst 1882 und die „Ecclesiastical Institutions“ erst 1885 folgen. 1886 trat dann in seinem Befinden eine solche Verschlimmerung ein, daß sie einem gänzlichen Zusammenbruch seiner Gesundheit gleichkam, der ihn bis zum Jahr 1889 zu einer völligen Einstellung seiner philosophischen Arbeit zwang und es wiederholt zweifelhaft erscheinen ließ, ob er sie je wieder werde aufnehmen können.

Während dieser drei trüben Jahre hat Spencer den größten Teil seiner Autobiographie diktiert. Die Zeit der Abfassung erklärt die Schwäche des Buches, die in einer Schwatzhaftigkeit besteht, die interessanteste Ausführungen durch Seiten trivialer Mitteilungen und langweiliger Schilderungen seiner physischen Leiden, seiner Schlaflosigkeit, seiner nervösen Reizbarkeit u. s. w. unterbricht. Spencer hat seine Autobiographie als hochgradiger Neurastheniker geschrieben, und das enorme Interesse, womit der Neurastheniker sich und seine Zustände beobachtet, ist notorisch. Wenn das nachgelassene Werk trotzdem eine der interessantesten und originellsten Selbstbiographien der Welt ist, so liegt das hauptsächlich darin begründet, daß es Spencer in der Tat mehr als irgend jemand zuvor gelungen ist, sich selbst und sein eigenes Leben zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Abhandlung zu machen. Er schildert die Entwicklung des eignen Mikrokosmos, wie er in seinen anderen Werken, die des Makrokosmos beschreibt — mit einer Kälte und Leidenschaftslosigkeit, wie sie neben einer zur zweiten Natur gewordenen Gewohnheit wissenschaftlichen Denkens — das muß allerdings gesagt werden — nur ein absoluter Mangel an Humor möglich macht.

Als sich Spencer im Jahr 1889 zur Wiederaufnahme seines Werkes fähig fühlte, wandte er sich, da eine Vollendung des ganzen Werkes doch höchst unwahrscheinlich schien, aus demselben Grund, der ihn in

den siebziger Jahren die „Data of Ethics“ vorausnehmen ließ, wieder den Prinzipien der Ethik zu und zwar dem Teil, der ihm der wichtigste dünkte, — der Lehre von der Gerechtigkeit. Sie erschien als vierter Teil der Ethik unter dem Titel „Justice“ im Sommer 1891, und von da ab schritt die Vollendung der Prinzipien der Ethik ohne ernstere Unterbrechung rüstig weiter. Teil zwei und drei, „Die Induktionen der Ethik“ und die „Ethik des individuellen Lebens“, die den ersten Band schließen, waren schon im Frühjahr 1892 fertig, und 1893 folgten Teil fünf und sechs, „Negatives“ und „Positives Wohltun“, die zusammen mit dem Teil über die „Gerechtigkeit“ den zweiten Band füllen. Von den zehn Bänden des „Systems der synthetischen Philosophie“ standen damit nur noch zwei Teile des achten Bandes, Teil sieben und acht des dritten Bandes der Soziologie, „Professional Institutions“ und „Industrial Institutions“, aus. Bevor Spencer aber Mitte 1894 an ihre Ausarbeitung gehn konnte, sah er sich in eine lebhafte Kontroverse mit Professor Weismann verwickelt. Dieser scharfsinnige Biologe hatte ausdrücklich die Vererblichkeit erworbener Eigenschaften bestritten, und Spencer sah darin mit Recht einen vitalen Punkt für seine ganze Entwicklungstheorie, soweit sie organische Wesen angeht. Hier war daher eine Unterbrechung seiner eigentlichen Arbeit durchaus begründet, was von anderen derartigen Fehden, die er ausgefochten hat, nicht immer gesagt werden kann. Spencer ist ein Meister der wissenschaftlichen Kontroverse, zu der er immer große Neigung gezeigt hat. Er hat eben manches von seinen puritanischen Vorfahren geerbt und darunter insbesondere den Trieb, unter Angriffen nicht still zu sitzen und unter allen Umständen für seine Rechte und Überzeugungen einzutreten.

Im Juli 1894 trat die Arbeit an dem „System“ in ihr letztes Stadium, und im November 1896 erschien

der dritte Band der Soziologie, der dem Monumentalwerk den Schlußstein aufsetzte. Where there is a will, there is a way! Man kann sich keinen glänzenderen Beweis für die Wahrheit dieses Sprichwortes denken, als Spencers 36jähriges Ringen, das er nun als 76jähriger Mann vom Erfolg gekrönt sah. In England wurde die Vollendung des großen Werkes mit Recht als ein nationales Ereignis angesehn, und Spencer ging eine Glückwunschadresse zu, unter der — sie trug im ganzen zweiundachtzig Unterschriften — kein großer wissenschaftlicher Name Englands fehlte. Es heißt in ihr: „Wir, die Unterzeichner, gratulieren Ihnen von ganzem Herzen zu der Vollendung Ihres Systems der synthetischen Philosophie. Nicht alle von uns stimmen in gleicher Weise seinen Schlüssen bei, aber einig sind wir alle in der Schätzung der hohen intellektuellen Kräfte, von denen es zeugt, und der gewaltigen Wirkung, die es in der Geschichte des Denkens ausgeübt hat. Nicht geringeren Eindruck machen auf uns die hohen moralischen Eigenschaften, die Sie in stand setzten, so viele Jahre lang Ihre Kräfte auf ein Ziel zu konzentrieren, das Ihrer würdig war, und einen so gewaltigen Plan trotz aller Hindernisse auszuführen." An diese Glückwünsche knüpfte sich die Bitte, er solle sich auf Kosten der Unterzeichner für die Nation malen lassen. Spencer hatte erst acht Jahre zuvor ein ähnliches Ersuchen, bei dem Millais als Maler vorgesehn war, mit der Begründung abgeschlagen, das Sammeln von Geld, um die Kosten solcher Ehrenbezeigungen zu decken, sei zum Mißbrauch geworden, und der moralische Zwang, unter dem dabei vielfach Beiträge erhoben würden, widerstrebe seinem Gefühl. Er antwortete daher auch jetzt zuerst ablehnend. Schließlich ließ er sich aber doch überzeugen, daß es sich diesmal wirklich um einen spontanen Ausdruck der Gefühle der repräsentativen Männer seines Landes handle. Er

nahm die Adresse an und saß Prof. Hubert Herkomer für sein Porträt.

Unter andern Beweisen offizieller Anerkennung, die Spencer seit 1871 in steigendem Maß zugingen, finden wir die Doktortitel der Universitäten St. Andrews, Bologna, Cambridge, Edinburgh und Budapest, die Ernennung zum auswärtigen oder korrespondierenden Mitglied durch die Akademien von Rom, Turin, Neapel, Paris, Philadelphia, Kopenhagen, Brüssel, Wien und Mailand und die Verleihung des preußischen Ordens „Pour le Mérite“. Spencer hat alle diese Auszeichnungen abgelehnt und zwar in der charakteristischen Erwägung, daß sie nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, Wissenschaft und Literatur fördern, sondern umgekehrt entmutigen. Sie bilden nach seiner Ansicht ein System, das man als umgekehrtes „Handicap“ bezeichnen kann. Während man in körperlichen Wettstreiten den Jüngeren, wenn sie sich mit Älteren zu messen haben, gewöhnlich eine künstliche Vorausgabe zu teil werden lasse, sei in den geistigen Wettstreiten zwischen den Aufstrebenden und denen, die schon oben seien, gerade das Umgekehrte der Fall. Diese erhielten eine künstliche Vorausgabe, und der jungen Generation, die ohnehin mit Schwierigkeiten genug zu kämpfen habe, werde der Kampf durch ein Fehlen der Titel, die ihre älteren Rivalen besitzen, noch künstlich erschwert. Neben diesen Auszeichnungen möchte ich noch als Beweis des geradezu weltweiten Echos, das die Spencersche Philosophie gefunden hat, anführen, daß seine Werke in folgende Sprachen übersetzt worden sind: — die eingeklammerten Zahlen geben die Zahl der separaten Bände in jeder Sprache — ins Französische (24), Japanische (20), Italienische (17), Deutsche (15), Russische (14), Schwedische (7), Dänische (3), Neugriechische (3), Rumänische (2), Tschechische (2), Ungarische, Sanskrit, Polnische und Chinesische (je 1).

Übersetzungen des Systems der synthetischen Philosophie in die nördlichen und südlichen Sprachen Chinas sind während der letzten Jahre erfolgt. In englischer Sprache sind von Spencers Werken bis Anfang 1902 verkauft worden: von den „First Principles“ über 11000 Exemplare, von den übrigen Bänden des Systems zwischen 4—6000, von seiner „Education“ einige 50000, von dem „Study of Sociology“ 23000 und der dreibändigen Ausgabe der Essays über 6000. Diese Zahlen sind an sich ein sprechendes Zeugnis für die intellektuelle Vitalität des Philosophen, wenn man das Thema seiner Werke bedenkt.

Ich habe gesagt, daß Spencer in den sechsunddreißig Jahren von 1860—96 seine ganze Zeit der Fortführung seines großen Werkes gewidmet hat. Zu buchstäblich ist das aber nicht zu nehmen. Er hat es nicht nur fortgeführt, sondern immer wieder zugleich an die schon fertigen Bestandteile eine ausbessernde und ergänzende Hand gelegt. 1867 erschien eine völlig umgearbeitete Ausgabe der „First Principles“; 1870 eine neue Ausgabe der Prinzipien der Psychologie und zehn Jahre später eine sehr erweiterte Ausgabe desselben Werkes und 1885 eine revidierte Ausgabe des ersten Bandes der Soziologie. Spencer hat ferner während derselben Zeit seine Tätigkeit als Essayist nicht unterbrochen, wovon einige sechsundvierzig Essays zeugen, die teils philosophische Fragen behandeln, teils Ausdruck des lebhaften Interesses sind, das er beständig an allen großen öffentlichen Fragen nahm. Die meisten seiner politischen Essays richten sich gegen den immer stärkeren Einfluß, den der Sozialismus auch auf die englische Gesetzgebung gewonnen hat. Die wichtigsten von ihnen hat Spencer 1884 unter dem Sammeltitel „The Man versus The State“ herausgegeben, eine Publikation, die später der umgearbeiteten Ausgabe der Social Statics, die 1892 erschien, angehängt wurde.

Wie ein Gegner des Sozialismus, war Spencer auch, in Übereinstimmung mit dem ganzen Charakter seiner Philosophie, ein unerbittlicher Bekämpfer des aggressiven Imperialismus. Er hat das in häufigen Zuschriften an die Presse betätigt und im Jahre 1882 nahm er großen, im Interesse seiner Gesundheit nur zu großen Anteil an der Bildung einer „Antiaggression League", wobei ihm ein John Morley und Frederic Harrison, der Führer der Londoner Positivisten, wie verschiedene liberalgesinnte hohe Geistliche zur Seite standen.

Nach der Vollendung seines großen Werkes wäre dem greisen Philosophen „Emanzipation" von schwerer geistiger Arbeit gewiß zu gönnen gewesen, und niemand hätte sich gewundert, wenn er nun ganz gerastet hätte. Aber das war nicht Spencers Art; sein philosophischer Instinkt war noch zu mächtig. Intellektuell so rüstig als je, fuhr er fort, jeden arbeitfähigen Augenblick, den er seinem alten und kranken Körper abringen konnte, der geistigen Arbeit zu widmen. Er hat seit 1896 noch ein paar weitere Essays geschrieben, in „Various Fragments" (1897), zweite vermehrte Auflage (1900), und in „Facts and Comments" (1902) verschiedene kleinere Schriften, die in seiner Essaysammlung keinen Platz finden konnten, gesammelt, eine vierte Ausgabe der Psychologie (1899) veranstaltet, die zwei neue Postskripta „Idealism and Realism" und „Reply to T. H. Green" enthält, und er hat vor allem die Prinzipien der Biologie und seine „First Principles" neu bearbeitet. Die Neuausgabe dieser zwei Werke, wovon jene 1898 und 99 und diese 1900 erschien, ist in der Tat das opus magnum seines hohen Alters. Die der Biologie ist beinahe ein neues Werk; denn aus den 470 Seiten des ersten Bandes der alten Ausgabe sind jetzt mit vier ganz neuen Kapiteln 700 Seiten geworden, und auch der zweite Band ist um einige 60 Seiten angeschwollen. Bei dieser Neubearbeitung hat sich Spencer

der Beihilfe so hervorragender Fachgelehrten, wie des Chemikers Prof. W. H. Perkin, des Botanikers Prof. A. G. Tansley und der Zoologen Prof. E. W. Mac Bride, Mr. J. T. Cunningham und Mr. W. B. Hardy erfreut. Wenn Spencer die erneuernde Hand zuerst an den biologischen Teil seines Systems gelegt hat, so bestimmte ihn dazu die Erwägung, daß „der wissenschaftliche Fortschritt während der letzten Generation nirgends rascher war, als eben in der Biologie". So rasch war dieser Fortschritt in der Tat, daß Spencer ausdrücklich erklärt, er hätte es für aussichtslos gehalten, sein Werk, das 1867 erschien, auf die Höhe der modernen Forschung zu bringen, wenn es von der Biologie selbst und nicht eben nur von ihren „Prinzipien" handeln würde. Die Revision der „First Principles" hat keine so einschneidenden Veränderungen gebracht, wenn auch kaum eine Seite des Buches unverändert geblieben ist. Spencer sah sich nirgends veranlaßt, von den allgemeinen Prinzipien, die die erste Ausgabe entwickelt hat, zurückzutreten. Er korrigierte und verbesserte nur im Einzelnen und strich so viel als überflüssig, daß die Neuausgabe trotz mancher Zusätze um fünfzig Seiten kleiner geworden ist.

11. Im Frühjahr 1898 ist Spencer aus London, dem er trotz seines Nebels und düsteren Winters fünfundfünfzig Jahre treu geblieben ist, nach dem sonnigen Brighton übergesiedelt, wo er ein Haus nahm, das auf das Meer hinausschaut. Kurz vor seinem 80. Geburtstag schrieb sein Privatsekretär: „Heute kann Spencer der Arbeit nur noch sehr wenig Zeit widmen, und da er meist ans Haus gefesselt ist, bietet die Routine seines täglichen Lebens nur wenig Abwechslung. Sein erstes Tagesgeschäft ist, sich die Morgenzeitung vorlesen zu lassen; dann erledigt er seine Korrespondenz und arbeitet ein wenig, wenn wohl genug. Wenn

gerade etwas gedruckt wird, sieht man ihn gewöhnlich mit einem Korrekturbogen in der Hand. Der Nachmittag ist solcher Zerstreuung gewidmet, wie sie das Durchblättern illustrierter Zeitschriften und der Magazine, das Anhören von Musik, die aber immer klassisch sein muß, und zuweilen eine Ausfahrt gewähren, und um 10 Uhr geht er zu Bett."

Hier in Brighton ist er am 8. Dezember 1903 gestorben. Sein Geist blieb beinahe bis zum Ende frisch und regsam; aber die körperlichen Kräfte ließen mehr und mehr nach, und schließlich ist sein Leben ohne Hinzutritt einer Krankheit erloschen, wie eine Kerze erlischt, die ausgebrannt ist. Die Leiche wurde ohne jede religiöse Zeremonie in dem Krematorium Golders'-Green im Norden Londons verbrannt. Auf dem Sarg lagen keine Blumen, und die zahlreichen Verehrer und Freunde, die ihm das letzte Geleit gaben, trugen, wie er es wünschte, keine Trauer. An Spencers Totenbett saßen nur sein Sekretär und seine Pflegerin. Er hat keine Verwandten hinterlassen und war nie verheiratet. Es ging ihm damit wohl wie den meisten großen Philosophen: er fand, daß man nicht zwei Herren zugleich dienen kann, und daß die Philosophie eine sehr eifersüchtige Herrin ist. Spencer war übrigens durchaus kein menschenscheuer Einsiedler. Solange seine Gesundheit es erlaubte, war er in vielen Familien ein willkommener Gast und ein häufiger Besucher des Theaters, wo er besonders an komischen Opern großen Gefallen fand. Bis in die letzten Jahre seines Londoner Aufenthaltes erschien er jeden Nachmittag im Athenäum, dem großen Gelehrtenklub Londons, spielte eine Partie Billard und unterhielt sich mit alten Freunden und Bekannten. Er war über alle Tagesfragen wohl unterrichtet und sprach gern und frei von der Leber weg, allerdings immer mit einer Bestimmtheit und mit einem Ernst, die eigentliches

Plaudern nicht recht aufkommen ließen. „Spencer spricht wie ein Buch“, meinte einer seiner Bekannten. Für Spencer war eben das Philosophieren nicht ein Geschäft, das man nach erledigter Arbeit beiseite legen kann: es war ihm zweite Natur. Er lebte und webte so ganz in seinem großen Werk, daß er auch im Alltagsleben seine Sprache sprach, die Schlüsse, zu denen es ihn geführt, anwendete und beständig auf Illustrationen für seine Wahrheit stieß.

Man kann sagen, daß Spencer dem größern Publikum menschlich erst näher getreten ist, seit er tot ist. Denn im Gegensatz zu seinen andern Schriften, die ein völliges Zurückdrängen alles Persönlichen kennzeichnet, liegt das Hauptinteresse seiner nachgelassenen Autobiographie gerade in der absoluten Aufrichtigkeit, man möchte beinahe sagen Naivität ihrer Selbstenthüllungen. Der Spencer, der uns in ihnen entgegentritt, entspricht in sehr vielen Stücken dem gang und gäben Typus des Philosophen. George Elliot sagte einmal zu Spencer, der ein großer Fischer war: „Sie haben eine Leidenschaft fürs Generalisieren. Sie fischen selbst mit einer Generalisation.“ Die große Dichterin trifft damit seine beherrschende Leidenschaft. Spencer sieht und erlebt nichts, ohne zu versuchen, daran eine Generalisation zu knüpfen. Er muß beständig deduzieren, beständig an abstrakte Prinzipien appellieren. Er analysiert alles und versucht alles rationell zu erklären. Dieser eigentliche philosophische Trieb wirkt in seiner absoluten Prädominanz vertrocknend auf die andern Seiten seines Wesens. Was mystisch, unbestimmt, unlogisch ist, existiert nicht für ihn oder ist ihm völlig unverständlich. Man hat bei der Lektüre oft das Gefühl, daß Spencers Leben dem der Schatten in der Unterwelt glich. Man versteht das Wort: „Spencer war kein Mensch; er war ein Intellekt.“ Spencer selbst scheint das nicht ganz entgangen zu sein. „Seit meiner Kindheit“, erzählt er

uns, „habe ich mich danach gesehnt, meine Gefühle ins Leben gerufen zu sehn. Ich pflegte mich als nur halb lebendig zu betrachten und sagte oft, ich hoffte, daß ich eines Tages zu leben anfangen werde.“ Dieser Tag ist offenbar nie gekommen! Spencers Rationalismus hat auch seine Sprache affiziert. Sie ist immer abstrakt, immer die Sprache der Philosophie, auch wo sie von den gewöhnlichsten Ereignissen des Lebens spricht. Manches liest sich daher wie Karikatur. Er informiert uns z. B. in seiner eigentümlich unpersönlichen Manier, daß in seinen frühern Jahren „kein Zeichen ausgesprochener Vorliebe für Kinder vorlag“. Später im Leben, „in einer Existenz, die in der Hauptsache im Bett und auf dem Sofa verstrich, fiel mir eines Tages, als ich über Methoden des Zeittötens nachdachte, ein, die Gesellschaft von Kindern könnte eine wünschenswerte Zerstreuung abgeben“. Kinder wurden „geliefert“. Das Resultat war, daß „in ganz unerwarteter Weise der philoprogenetische Instinkt wachgerufen wurde“, und die Gesellschaft von zwei kleinen Mädchen „gewährte mir viel positive Befriedigung“. In Zukunft „bildete die Anwesenheit eines Paares von Kindern eine wichtige Quelle der Befriedigung, ich darf sagen, die Hauptquelle, während jeden Sommeraufenthalts auf dem Lande“. Ein andermal verzeichnet Spencer trocken, wie ihn ein 16jähriger Junge als Kind vor dem Ertrinken rettete. Er setzt hinzu: „Wie man aus der Tatsache schließen kann, daß er allein von manchen Zuschauern sein Leben riskierte, um mich zu retten, war er moralisch von höherer Natur, als der Durchschnitt.“ Typische Beispiele!

Neben dem rationalisierenden Trieb zeigt uns die Autobiographie in Spencers Wesen als besonders hervorstechend — auch das typische Philosophen-Eigenschaften — geistige Unabhängigkeit, moralische Furchtlosigkeit, Gleichgültigkeit gegen jede Autorität und Verachtung für gang und gäbe Ansichten. Kaum ein

anderer Denker hat sich wohl so wenig mit den Gedanken anderer beschäftigt als er. „Ich weiß selbst kaum“, schreibt er, „wie es kam, daß ich so wenig gelesen habe. Meine Zeit war wohl in der Hauptsache durch eigenes Denken ausgefüllt. Gar vieles gab mir Stoff zum Denken, und Denken machte mir immer mehr Freude als Lesen oder Handeln.“ Verbunden mit einem außergewöhnlichen Selbstgefühl, verleitet ihn alles das, oft recht seltsame Urteile über Dinge zu äußern, von denen er kaum viel verstand. Hieher gehört die Kunst. Er kritisiert mit unbefangenstem Freimut Raphael nicht minder als Turner, die großen Musiker wie die großen Dichter. „Wagner ist ein großer Künstler, aber kein großer Musiker“. Homer versucht er in einer Übersetzung zu lesen, findet ihn aber teils langweilig, teils absurd, teils unmoralisch und barbarisch. Wie jemand Platos Dialogen künstlerischen Wert zuschreiben kann, ist ihm ganz unfaßlich. Und so weiter. Spencer selbst muß Phantasie besessen haben, sonst hätte er seine synthetische Philosophie nicht schreiben können. Er konstatiert ausdrücklich in sich von Jugend auf eine große Neigung „zum Luftschlösser bauen“; als 23jähriger junger Mann hat er an einem Gedicht, betitelt „Der Engel der Wahrheit“ und einem Drama „Der Rebell“ — charakteristische Titel — gearbeitet, und die Biographie zeigt wieder und wieder, daß er ästhetischen Eindrücken zugänglich war. Aber sein bewußter und sich überall vordrängender Rationalismus machte jedes intime Verhältnis zur Kunst unmöglich; sie hat es eben mit Dingen zu tun, die sich nun einmal nicht „rationell interpretieren“ lassen. Huxley sagte einmal witzig von Spencer: „Seine Idee einer Tragödie ist eine Deduktion, gemordet durch eine Tatsache.“ Das ist allerdings nicht die künstlerische Idee, und über die Kluft zwischen beiden führt keine Brücke.

Sehr charakteristisch für Spencers Wesen ist seine

tiefe Abneigung gegen Carlyle und alles sein Werk. Er erzählt, warum er es bald aufgab, Carlyle zu besuchen: „Ich fand, daß ich seine absurden Dogmas entweder schweigend anhören mußte, was nicht in meiner Natur lag, oder daß ich in eine heftige Diskussion mit ihm geriet, die damit endete, daß wir einander anstarrten.“ Gut ist die Bemerkung: „Statt ruhig zu denken, wie es der Philosoph vor allem tut, dachte Carlyle in Leidenschaft. Es hat sich selten jemand im Denken in gleich hohem Grade durch Gefühle beherrschen lassen.“ Das Vulkanische, Emotionelle, Springende, Chaotische in Carlyles Natur war dem Philosophen einfach unverständlich, in dessen langer Biographie wir auch nicht auf eine einzige der geistigen Krisen stoßen, wie sie dem Künstler so wenig erspart bleiben als dem Mystiker und Heiligen. Carlyle hat übrigens Spencers Abneigung gründlich erwidert. Er sagte einmal zu Dr. Crozier: „Lewes hat ihn (Spencer) mir gebracht, und ein eingebildeterer junger Mann ist mir nie vorgekommen. Er schien sich ob seiner Weisheit für eine vollkommene Eule der Minerva zu halten.“ Spencer und Carlyle waren in der Tat Gegenpole. Die Stärke des einen war die Schwäche des andern, und man könnte sich versucht fühlen, den idealen Weisen als das Mittelding zwischen beiden, zwischen Carlyles Emotionalismus und Spencers Rationalismus, zu konstruieren. Zuletzt wird man wohl zu dem Urteil gelangen, daß Spencers Einseitigkeiten und Schwächen, seine zu große Selbstgenügsamkeit, die naive Einfachheit seiner Ausblicke aufs Leben, die Enge seines ganzen Gesichtsfeldes doch ihrerseits nur die Vorbedingungen waren, die es ihm allein möglich machten, sich seine Riesenaufgabe zu stellen und sie zu lösen.

Zweiter Teil.

Spencers Werk.



Erstes Kapitel.

Zur Entstehungs-Geschichte der Entwicklungs-Philosophie.

12. Schopenhauer sagt einmal, seine Philosophie sei die Darstellung eines einzigen Gedankens. Dasselbe kann eigentlich von jeder großen Philosophie gesagt werden und von keiner mit mehr Recht als gerade von der Spencerschen. Ihr großer Gedanke ist das Entwicklungsgesetz — und alle ihre einzelnen Teile: die Biologie, die Psychologie. die Soziologie und die Ethik sind immer nur Darstellungen des Entwicklungsgesetzes. wie es sich auf den verschiedenen Gebieten des Seins offenbart. Ja, man kann sagen, alles, was war. ist und sein wird, die Welt und unser Planet, die verschiedenen Formen des Lebens, wie der menschliche Geist und seine Produkte, interessieren Spencer in erster Linie nur als Illustrationen für dieses große Gesetz.

Spencers Philosophie ist insofern einseitig; aber sie teilt diesen Fehler mit jeder andern großen Philosophie. Die Fülle des Seins ist eben so unendlich mannigfaltig, menschliches Leben so kurz und menschliche Kraft so beschränkt, daß einen Gedanken, der wirklich für die Auslegung der Wirklichkeit von Wert ist, an allen Seiten des Daseins zu messen, ein Menschenleben reichlich ausfüllt. Gerade infolge dieser notwendigen Einseitigkeit einer Philosophie sind ihre richtige Beurteilung und ihr richtiges Verständnis vor allem davon abhängig. daß man ihren Grundgedanken — ihre idée mère. wie die Franzosen es glücklich nennen — fest erfaßt. Jede

Philosophie ist ja nichts anderes als ein Bild der Welt, gesehn von einem bestimmten Gesichtspunkte; und diesen Gesichtspunkt gibt eben ihr Grundgedanke. Wenn wir ihn daher verfehlen, so erscheint uns notwendig das ganze Bild, das der Philosoph entworfen hat, verzerrt und unrichtig, einfach schon deshalb, weil wir dann von einem andern Standpunkt aus auf den Gegenstand des Bildes blicken.

Wenn uns Spencers Philosophie etwas lehrt, so ist es, daß man ein Ding nur dann versteht, wenn man weiß, wie es geworden ist. Wir handeln daher ganz in ihrem Geiste, wenn wir in diesem Kapitel versuchen, in den schöpferischen Gedanken seiner Philosophie auf dem Wege einzudringen, daß wir sein allmähliches Wachsen und Heranreifen in Spencers Geist verfolgen. Es soll also ausschließlich die Phase seines geistigen Lebens behandeln, in der sein Denken noch flüssig war, und die Gesichtspunkte aufweisen, die jeweils zur Weiterentwicklung seiner Gedanken gedrängt haben. Die Zeit, die dabei in Betracht kommt, schließt mit der Veröffentlichung der zweiten Ausgabe der „First Principles“ im Jahr 1867 ab — was Spencer seitdem geschrieben hat, stellt sich im wesentlichen nur dar als weitere Ausreifung und Ausarbeitung bis dahin in heißer Denkarbeit gezeitigter Gedanken. Der Versuch, die Entwicklung der leitenden Gedanken der Spencerschen Philosophie zu skizzieren, wird erleichtert und lohnender gemacht einmal dadurch, daß Spencer nur wenig von außen annahm und zu seinen endgültigen Schlüssen beinahe ganz durch innere Weiterbildung seiner ursprünglichen Anschauungen kam, und dann dadurch, daß wir alle Phasen seiner Entwicklung in aufeinanderfolgenden Schriften verkörpert vor uns haben.

13. Offenbar werden wir die Bedeutung, die die einzelnen Schritte in diesem Entwicklungsgang haben,

besser würdigen können, wenn wir wenigstens einen allgemeinen Begriff von dem Ziel haben, zu dem er geführt hat. Ich stelle daher an die Spitze dieses Kapitels sechzehn Sätze, in denen Spencer selbst die Quintessenz seiner Philosophie niedergelegt hat. Ich gebe diese etwas ausführliche Darlegung um so lieber wieder, als sie in deutscher Sprache nicht bekannt ist und die passende Grundlage zu einer Analyse gibt, die die Entwicklungsskizze vorbereiten und verständlich machen soll. Die Summa Summarum der synthetischen Philosophie lautet:

1) Überall im Universum, im allgemeinen wie im einzelnen, geht eine unaufhörliche Neuverteilung von Materie und Bewegung vor sich.

2) Diese Neuverteilung ist Entwicklung, wenn Integration von Materie und Zerstreuung von Bewegung überwiegen, sie ist Auflösung, wenn Aufnahme (Absorption) von Bewegung und Disintegration von Materie überwiegen.

3) Die Entwicklung ist einfach, wenn der Prozeß der Integration oder der Bildung eines zusammenhängenden Aggregates vor sich geht, ohne durch andere Prozesse kompliziert zu sein.

4) Die Entwicklung ist zusammengesetzt, wenn diesen primären Übergang aus einem unzusammenhängenden zu einem zusammenhängenden Zustand sekundäre Veränderungen begleiten, die sich daraus ergeben, daß die verschiedenen Teile des Aggregats verschiedenen äußern Einwirkungen ausgesetzt sind.

5) Diese sekundären Veränderungen stellen sich dar als die Umwandlung eines Gleichartigen (Homogenen) in ein Ungleichartiges (Heterogenes) — eine Umwandlung, die, wie die erste, das Universum als ein Ganzes und alle (oder beinahe alle) seine Bestandteile aufweisen: das Aggregat der Sterne und Sternennebel, das Planetensystem, die Erde als eine unorganische Masse,

jeder Organismus, er sei Pflanze oder Tier (von Baers Gesetz), das Aggregat der Organismen während der ganzen geologischen Zeit, der menschliche Geist, die Gesellschaft, alle Produkte sozialer Tätigkeit.

6) Der Prozeß der Integration, der sowohl lokal als allgemein wirkt, kombiniert sich mit dem Prozeß der Differenzierung und macht dadurch diese Veränderung zu einem Übergang nicht einfach von Gleichartigkeit zu Ungleichartigkeit, sondern von unbestimmter Gleichartigkeit zu bestimmter Ungleichartigkeit. Dieses Merkmal zunehmender Bestimmtheit, das das Merkmal zunehmender Ungleichartigkeit begleitet, zeigt sich gleichfalls in der Gesamtheit der Dinge und in allen ihren Abteilungen und Unterabteilungen bis herab zu den kleinsten.

7) Begleitet wird die Neuverteilung der Materie, in der die Entwicklung eines jeden Aggregates besteht, von einer Neuverteilung der innern gegenseitigen Bewegung seiner Bestandteile; diese wird gleichfalls schrittweise bestimmter ungleichartig.

8) In Abwesenheit einer Gleichartigkeit, die unbegrenzt und absolut ist, ist diese Neuverteilung, deren Eine Phase die Entwicklung ist, unvermeidlich. Die Ursachen, die sie notwendig machen, sind:

9) Die Unbeständigkeit des Gleichartigen, die darin begründet ist, daß die verschiedenen Teile jedes begrenzten Aggregates den einfallenden Kräften auf ungleiche Weise ausgesetzt sind. Die Umwandlungen, die daraus folgen, werden kompliziert durch die

10) Vervielfältigung der Wirkungen: Jede Masse und jeder Massenteil, die eine Kraft trifft, zerteilen und differenzieren diese Kraft, die infolgedessen eine Mannigfaltigkeit von Veränderungen bewirkt, von denen dann jede die Quelle ähnlich sich vervielfältigender Veränderungen wird. Ihre Vervielfältigung wird um so größer, je ungleichartiger das Aggregat wird. Und

diese zwei Ursachen wachsender Differenzierungen werden unterstützt durch die

11) Scheidung, einen Prozeß, der darauf hinarbeitet, unähnliche Einheiten zu trennen und gleiche Einheiten zusammenzubringen, was beständig dazu dient, Differenzierungen, die auf andere Weise entstanden sind, zu verschärfen oder bestimmt zu machen.

12) Entstehung eines Gleichgewichts ist das endgültige Ergebnis der Umwandlungen, die ein sich entwickelndes Aggregat durchläuft. Die Veränderungen dauern fort, bis ein Gleichgewicht hergestellt ist zwischen den Kräften, denen alle Teile des Aggregats ausgesetzt sind, und den Kräften, die diese Teile ihnen entgegensetzen. Die Gleichgewichtherstellung kann auf dem Weg zum endgültigen Gleichgewicht hindurch müssen durch ein Übergangstadium ausgeglichener Bewegungen (wie im Planetensystem) oder ausgeglichener Funktionen (wie im lebendigen Körper); aber der Zustand der Ruhe in unorganischen Körpern oder des Todes in organischen ist die notwendige Grenze der Veränderungen, aus denen Entwicklung besteht.

13) Auflösung ist die entgegengesetzte Veränderung, der früher oder später jedes entwickelte Aggregat verfällt. Indem es umgebenden Kräften, die nicht ausgeglichen sind, ausgesetzt bleibt, neigt es beständig dazu, sich durch allmähliche oder plötzliche Vermehrung der in ihm enthaltenen Bewegung aufzulösen. Diese Auflösung, die bei früher belebten Körpern schnell und bei unbelebten Massen langsam vor sich geht, steht in unbestimmt entfernter Zeit auch jeder Sternen- und Planetenmasse bevor, die sich seit einer unbestimmt entfernten Zeit in der Vergangenheit langsam entwickelt hat. Der Cyklus ihrer Umwandlungen ist damit vollendet.

14) Dieser Rhythmus von Entwicklung und Auflösung, der sich in kleinen Aggregaten in kurzer Zeit vollendet und in großen, durch den Raum zerstreuten

Aggregaten Perioden braucht, die menschliches Denken nicht abmessen kann, ist, soweit wir sehn können, allgemein und ewig: jede der zwei abwechselnden Phasen des Prozesses herrscht bald in diesem, bald in jenem Teil des Raumes vor, wie es die lokalen Verhältnisse bestimmen.

15) Alle diese Erscheinungen in ihren großen Zügen bis herab zu ihren kleinsten Einzelheiten sind notwendige Folgen des Fortbestehns der Kraft unter ihren Formen, Materie und Bewegung. Wenn diese in ihrer bekannten Verteilung im Raum gegeben sind, und wenn die Unveränderlichkeit ihrer Quantität, sei es durch Zu- oder Abnahme, gegeben ist, so folgen unvermeidlich die beständigen Neuverteilungen, die wir als Entwicklung und Auflösung unterschieden, und alle jene besondern Merkmale, die wir bisher aufgezählt haben.

16) Das, was unter diesen Erscheinungen unveränderlich in Quantität, aber immer wechselnd in der Form fortbesteht, übersteigt menschliches Wissen und Begreifen; es ist eine unbekannte und unerkennbare Kraft, die wir als unbegrenzt im Raum und ohne Anfang und Ende in der Zeit anerkennen müssen.

14. Wir ersehn aus dieser Zusammenfassung eines sofort: Von den zwei großen Fragen, die immer das Thema der Philosophie gewesen sind, von den Fragen nach dem „Esse“ und dem „Fieri“, dem „Sein“ und dem „Werden“, befaßt sich die synthetische Philosophie nur mit der zweiten. Auf die Frage nach der wahren Natur aller Realität hat sie nur die Antwort, daß auf sie eine Antwort nicht möglich ist. Sie ist und will keine Ontologie sein. Was das Gegebene des Weltprozesses — Raum und Zeit, Stoff, Bewegung und Kraft — an sich ist, ist uns für immer verschlossen; die Begriffe, die wir uns davon bilden, haben nur eine relative und symbolische Bedeutung. Spencers Philosophie ist insofern Agnosticismus; aber sie ist nur

ein relativer Agnosticismus. Spencer geht nicht so weit, es dahingestellt sein zu lassen, ob überhaupt hinter der Erscheinungswelt eine letzte Realität steckt, und die Frage, ob es ein Absolutes gibt, für ebenso unlösbar zu erklären, wie jede Frage nach der Natur dieses Absoluten. Er behauptet vielmehr ganz positiv, daß ein solches Absolutes existiert, und negiert nur, daß wir von ihm irgend etwas mehr wissen können als seine bloße Existenz.

Hat Spencers Philosophie also auf die Frage nach der innersten Natur des Kosmos, wenn wir darunter die Gesamtheit der Phänomene verstehn, keine Antwort, so richtet sie dafür ihre ganze Kraft auf die Lösung der Frage, wie er zu dem geworden ist, was er ist. Seine Philosophie ist Kosmologie im weitesten Sinne des Wortes. Die Frage nach dem Werden des Kosmos ist so alt, wie die Philosophie selbst, und zwei Lösungsversuche sind von jeher nebeneinander her gegangen. Der eine hält sich an die Analogie menschlichen Schaffens und sagt, die Welt und was sie enthält ist von einem höhern Wesen geschaffen worden und zwar im wesentlichen in der Gestalt, wie wir sie jetzt vor uns sehn; der andere folgt der Analogie des Wachstums und sagt, die Welt ist gewachsen, d. h. sie hat sich auf natürlichem Wege zu dem entwickelt, was sie ist. Ihr ursprünglicher Zustand war ein ganz anderer als ihr heutiger; und zwischen beiden liegt eine kontinuierliche Reihe anderer Zustände, von denen jeder alle seine Entstehungsbedingungen in dem ihm unmittelbar vorangehnden fand.

Spencers Philosophie gehört zur zweiten Kategorie dieser Erklärungsversuche. Sie hat aber vor den früheren Kosmologien das voraus, daß sie das Werden der Welt nicht nur im allgemeinen als einen natürlichen Prozeß darstellt, sondern daß sie das allgemeine Gesetz dieses Prozesses in exakten und physikalischen Ausdrücken

wiedergibt und dieses Gesetz, das sie auf empirischem Weg gefunden hat, aus der letzten Voraussetzung aller Wissenschaften, dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft ableitet. Alle die unzähligen Veränderungen, die wir empirisch beobachten, bilden nun entweder Entwicklung oder Auflösung. Diese zwei Prozesse sind entgegengesetzter Natur und gehn beständig nebeneinander her und zwar so, daß während ungeheurer Perioden die Kräfte der Anziehung, die auf Entwicklung hinarbeiten, vorwiegen und mit ihnen gleich ungeheure Perioden abwechseln, in denen die Kräfte der Abstoßung, deren Werk die Auflösung ist, die Oberhand haben. Die Welt erscheint Spencer so zuletzt als ein ungeheurer Rhythmus von Auflösung und Entwicklung, von Leben und Tod. Das Chaos geht beständig auf dem Weg der Entwicklung zum Kosmos über und fällt beständig auf dem Weg der Auflösung ins Chaos zurück.

Wir leben nun gerade in einer Periode, in der die Kräfte der Anziehung überwiegen, und es ist daher vorzüglich der Prozeß der Entwicklung, dem die Spencersche Philosophie ihr Hauptaugenmerk zuwendet. Sie ist deshalb Kosmologie im engeren Sinne des Wortes, d. h. sie erklärt, wie und warum der existierende Kosmos, organisches und menschliches Leben eingeschlossen, zu dem geworden, was er ist. In jeder Entwicklung unterscheidet dann Spencer, wie wir aus der Zusammenfassung ersehn, des nähern zwei Hauptzüge, den der Integration und den der Differenzierung: die Teile eines sich entwickelnden Aggregates konsolidieren sich immer mehr und differenzieren sich zu gleicher Zeit mehr und mehr von einander. Doch davon später weiteres: der allgemeine Begriff, den wir bis jetzt davon gewonnen haben, was der Kern der Spencerschen Philosophie ist, dürfte für unsern gegenwärtigen Zweck genügen. Wir wollen nun zusehn, wie Spencer zu diesem Kern vorgedrungen ist.

15. Die Zeit, in der Spencer zu philosophieren begann, war recht eigentlich eine Übergangszeit. Die alte theologische Weltanschauung, die den Kosmos auf den Schöpfungsakt eines übernatürlichen Wesens zurückführte, war aufs tiefste erschüttert, ohne daß zunächst eine gleich umfassende und sie ersetzende Theorie an ihre Stelle getreten wäre. Die gewaltigen Fortschritte der Physik und Chemie mit ihren großen Generalisationen von der Äquivalenz der Kräfte, der Unzerstörbarkeit der Materie, der Erhaltung der Kraft und der chemischen Einheit der Materie im ganzen Weltall, der Astronomie mit ihren Spekulationen über den Ursprung des Sonnensystems und vor allem die neue Wissenschaft der Geologie — das alles schien gebieterisch zu fordern, daß der Kosmos als das Ergebnis eines natürlichen und notwendigen Prozesses aufgefaßt werde. Der alte Spinozistische Satz: naturae leges et regulae, secundum quas omnia fiunt et ex unis formis in alias mutantur, sunt ubique et semper eadem (die Gesetze und Regeln der Natur, nach denen alles wird und aus der einen Form in die andere übergeht, sind überall und immer dieselben) war nun ganz Axiom der Wissenschaften geworden. Auf der andern Seite fand man nicht den Mut, diesen Satz auch auf die Entstehung des organischen Lebens und besonders des Menschengeschlechtes anzuwenden. Hier schien die mechanisch-evolutionäre Auffassung ungenügend, und Versuche wie der Lamarcks, ihr auch hier Bahn zu brechen, fanden wenig Anklang, weil sie sich auf eine zu ungenügende Basis von Tatsachen stützten. Spencer hat dieser Halbheit ein Ende gemacht und die evolutionäre Methode zur universellen Methode erhoben. — Wir finden ihn in den Schriften, die dem System vorangehn, mit den scheinbar auseinanderliegendsten Gegenständen beschäftigt und können verstehn, daß er einem oberflächlichen Beobachter leicht den Eindruck eines Vielschreibers und Vielwissers machen mußte.

Wenn wir aber näher zusehn, finden wir in allen diesen Schriften ein Gemeinsames — nämlich den Standpunkt, von dem aus die Probleme betrachtet werden, und dann ein immer bewußteres Suchen nach der genauen Formel eines großen Gesetzes, dessen Gültigkeit, eben weil es ein Weltgesetz ist, auf den auseinanderliegendsten Seinsgebieten zu erproben war.

Spencer ist an das Problem der Entwicklung nicht wie Wallace und Darwin vom biologischen Standpunkt aus herangetreten. Seine zwei ersten Schriften sind vielmehr ethisch-politischen Inhalts, und die Theorie der Entwicklung taucht in ihnen nur auf in Gestalt eines festen Glaubens an den notwendigen Fortschritt der Menschheit, eines Glaubens, der bei Spencer in vielen Stücken dieselbe Form trägt, in der er uns bei den Denkern des 18. Jahrhunderts entgegentritt. Seine erste Schrift, in der er unter dem Titel „The Proper Sphere of Government" ein Thema behandelt, das ihn bis zuletzt aufs lebhafteste beschäftigte — nämlich die Frage nach den richtigen Grenzen der Staatstätigkeit — zeigt uns bei aller Unreife den jungen Denker doch schon auf dem rechten Weg, und wir finden in ihr verschiedene Gedanken im Ansatz, die später in seiner Weltanschauung eine charakteristische Rolle spielen. Hier interessiert uns vor allem, daß er schon damals (1842) betont, daß auch das soziale Leben von unabänderlichen Naturgesetzen beherrscht wird, und daß solche Gesetze den Fortschritt der Menschheit zur Folge haben. Die Hauptrolle scheint ihm dabei der „Prozeß der Selbstheilung" zu spielen, d. h. der allmählichen Anpassung der menschlichen Natur an ihre natürliche und soziale Umgebung: ein Gedanke, auf den ihn Lamarcks Entwicklungstheorie gebracht hat. Die Hauptschwäche des Aufsatzes lag in dem theologischen Fundament, auf dem er sich aufbaute. Spencer teilt hier noch die ethische Theorie Paileys. Das Ziel alles menschlichen Handelns

ist ihm Glück oder Wohlsein, und die Erreichung dieses Zieles hängt ab von der Erfüllung gewisser Bedingungen. Er versucht aber nun nicht weiter, diese Bedingungen als in der Natur der Dinge selbst begründet nachzuweisen, sondern nimmt sie einfach als Gesetze Gottes hin.

16. Näheres Nachdenken machte Spencer bald mit dieser ethischen Basis — einem verdünnten christlichen Utilitarismus — unzufrieden, und schon 1846 faßte er den Plan, die ethische Seite der Frage in einem großen Werk im einzelnen zu behandeln. Er begann das Buch, das er „Social Statics" nannte, im Jahr 1848 und legte es 1850 der Öffentlichkeit vor. Spencer gelangt hier bereits zu den ihm eigenen ethischen Theorien, von denen wir später mehr hören werden, seiner Versöhnung zwischen intuitiver und utilitarischer Ethik und seiner Unterscheidung zwischen relativer und absoluter Ethik. Zugleich führen die „Social Statics" die im ersten Werk nur angedeuteten Ideen über die Entwicklung der Menschheit als bedingt durch natürliche Kräfte weiter aus. Er illustriert diese Entwicklung schon jetzt mit Vorliebe durch Analogien, die der Physiologie oder Physik entnommen sind, und sieht schon hier in ihr nur eine Teilerscheinung eines umfassenden Prozesses. Ich zitiere nur folgende charakteristische Stellen: „Fortschritt ist aber nicht ein Zufall, sondern eine Notwendigkeit. Zivilisation, weit entfernt etwas Künstliches zu sein, ist ein Teil der Natur, ganz so wie die Entwicklung eines Embryo oder die Entfaltung einer Blume . . . . Die Umwandlungen, die die Menschheit durchlief und noch durchläuft, sind das Ergebnis eines Gesetzes, das der ganzen organischen Schöpfung zu Grunde liegt." Aller Fortschritt ist nach Spencer das Resultat einer beständig besseren Anpassung der Menschen an ihre natürliche und soziale Umgebung — der Kerngedanke seiner ganzen Soziologie — und diese Anpassung ist eine

doppelte: eine direkte durch Vererbung von Funktionsveränderungen und eine indirekte durch Aussterben derer, die sich nicht anpassen.

Ein Hauptfortschritt gegen das erste Werk liegt aber vornehmlich darin, daß Spencer nun zum erstenmal eine Antwort auf die Frage zu geben sucht, was denn eigentlich Fortschritt oder Entwicklung an sich sind. Die Antwort ist allerdings noch nicht wie später in physische, sondern in metaphysische Ausdrücke gekleidet und knüpft an eine Idee an, die Coleridge von Schelling übernommen hatte. Leben, bemerkt Coleridge und mit ihm Spencer, ist eine Tendenz zur Individualisierung, und die Höhengrade oder Intensitäten des Lebens entsprechen der fortschreitenden Verwirklichung dieser Tendenz. In jedem Prozeß der Individualisierung aber unterscheiden wir zwei Hauptzüge: ein ursprünglich Gleiches zerfällt in Teile, die immer verschiedener werden — von Spencer später gefaßt als Übergang vom Homogenen zum Heterogenen — und die Teile werden zugleich gegenseitig immer abhängiger von einander — die spätere Integration. Spencer weist dann ausdrücklich nach, daß der Prozeß immer höherer Individualisierung, mit dem Entwicklung identisch ist, für die organische, wie für die soziale Entwicklung gilt. „Die verschiedenen Arten von Organisationen, die die Gesellschaft in ihrem Fortschritt von ihren niedrigsten zu ihren höchsten Entwicklungsformen annimmt, gleichen im Prinzip den verschiedenen Arten tierischer Organisation."

Spencer hatte damit einen ersten wichtigen Schritt in der Richtung auf eine allgemeine Theorie der Entwicklung getan. Er hatte erfaßt, daß das organische Leben, das Leben der Menschheit miteinbegriffen, von einem naturnotwendigen Entwicklungsprozeß beherrscht wird, und bereits die zwei Hauptzüge dieses Prozesses, „Integration" und „Differenzierung", deutlich

erkannt und in eine Formel gefaßt, die nur den Fehler hatte, daß sie nicht abstrakt genug war, um sich auch auf die unorganische Welt ausdehnen zu lassen.

17. Spencer war während seiner Beschäftigung mit ethisch-sozialen Fragen mehr und mehr zur Überzeugung gelangt, daß eine wahre Ethik und Soziologie ihre Grundlage in der Biologie und Psychologie suchen müssen. Er wandte sich nun in den Jahren 1850—52 energisch dem Studium der Probleme dieser Wissenschaften zu. Im Laufe dieser Studien wurde er im Jahr 1851 mit einer von dem Naturforscher von Baer aufgestellten Generalisation bekannt, die für die Weiterentwicklung seiner Ideen höchste Bedeutung gewann. Baer hatte festgestellt, daß die Reihe der Veränderungen, die jeder Organismus während seiner embryologischen Entwicklung durchläuft, sich darstelle als ein Übergang aus einem homogenen in einen heterogenen Zustand der Struktur. Spencer sah sofort, daß dieses Gesetz des embryonalen Wachstums eine Formel enthält, welche die eine Seite jeden Entwicklungsprozesses — die Differenzierung — ausdrückt und genau wiedergibt und die zugleich seiner bisherigen Theorie der Individualisierung gegenüber das voraus hatte, daß unter sie auch unorganische Prozesse gebracht werden können.

Er erprobt nun in den folgenden Jahren die Anwendbarkeit dieses Gesetzes auf allen denkbaren Gebieten und überzeugt sich so sehr von seiner fundamentalen Bedeutung, daß er schließlich die andere Seite, den Prozeß der Integration, mehr und mehr in den Hintergrund treten läßt und für eine kurze Zeit ganz aus dem Auge verliert, so zwar, daß er noch in der ersten Ausgabe der „First Principles“ in dem Übergehn aus einem Zustand der Homogeneität in einen Zustand der Heterogeneität nicht e i n, sondern d a s Gesetz der Entwicklung erblickt.

In dem ersten Aufsatz, den Spencer nach dem Erscheinen der „Social Statics“ schrieb, und der schon im April 1852 unter dem Titel „A Theory of Population deduced from the General Law of Animal Fertility“ in der Westminster Review erschien, erkennt er ausdrücklich an, daß excessive Vermehrung und der durch sie verursachte Kampf ums Dasein — der Bevölkerungsdruck — zu einer beständigen Höherentwicklung des Typus führen müssen, daß „nur die, die unter ihm vorwärts schreiten, schließlich überleben“, und daß „sie die auserlesenen ihrer Art sind“. Spencer übersah merkwürdigerweise, daß das nicht nur für die Menschen, sondern für alle lebenden Wesen gilt. Darwin hat bekanntlich dieses Überleben der Besten in Zusammenhang gebracht mit dem beständigen Variieren, zu dem alle organischen Wesen neigen, und dadurch das Mittel gefunden, nicht nur die Höherentwicklung desselben Typus, sondern die Entwicklung neuer Typen zu erklären.

Trotzdem nun Spencer damals, wie jedermann sonst, über den wichtigsten der Faktoren, deren Produkt die Entwicklung organischer Wesen ist, völlig im Dunkeln war, war er doch überzeugt, daß die Entwicklungstheorie auch auf die Entstehung der Arten Anwendung finde. Und er legte von dem Glauben, der in ihm war, Zeugnis ab in einem kleinen Aufsatz, der im März 1852 unter dem Titel „The Development Hypothesis“ im Leader erschien. Dieser Aufsatz, den Darwin in der Skizze erwähnt, die er von dem Werk seiner Vorgänger entworfen hat, ist im wesentlichen eine apriorische Abschätzung der Wahrscheinlichkeit, die die zwei einzig möglichen Theorien, die Schöpfungs- und die Entwicklungstheorie für sich haben. Nach Spencer spricht alles für diese.

Im gleichen Jahre veröffentlicht Spencer noch einen kleinen Aufsatz über die „Philosophie des Stils“ (Westminster Review, Oktober 1852), von dem der bekannte

Goethebiograph und Philosoph Lewes urteilte, er sei die einzige wissenschaftliche Erklärung des Stilproblems, die er kenne. In diesem Aufsatz kommt zum ersten Mal der Einfluß der Baerschen Theorie zu offenem Ausdruck. Zum Schluß des Aufsatzes bemerkt Spencer nämlich, wachsende „Heterogeneität" charakterisiere jeden Fortschritt in der sprachlichen Entwicklung, und für einen hochentwickelten Stil gelte, was für alle hochentwickelten Produkte der Menschheit wie der Natur gelte: „er wird nicht aus einer Reihe gleicher Teile bestehn, die einfach nebeneinander gestellt sind; er wird vielmehr ein Ganzes sein, das aus ungleichen Teilen besteht, die gegenseitig abhängig sind"; d. h. er zeigt die Merkmale der Integration und Differenzierung.

18. Im folgenden Jahre, 1853, publizierte Spencer einen Aufsatz, betitelt „Overlegislation" (Westminster Review, Juli 1853), in dem er wieder einmal gegen seine bête noire, den Staatssozialismus, loszog und die Idee, daß die Gesellschaft ein Organismus und nicht ein Mechanismus ist, verteidigte. Auf ihn folgte unter der Überschrift „The Universal Postulat" im Oktober ein wichtiger Aufsatz in der Westminster Review. Spencer hatte John Stuart Mills Logik und verschiedene andere Philosophen, wie Kant (Kritik der reinen Vernunft, in englischer Übersetzung), Hume, Berkeley, Thomas Reid, Sir William Hamilton, Mansel, W. Whewell studiert und war teils im Anschluß an sie, teils in Opposition gegen sie dazu gelangt, seinen erkenntnistheoretischen Standpunkt zu formulieren, wie wir ihn später in seinem System näher ausgeführt finden. Der Aufsatz bedeutet keinen weiteren Schritt in der Formulierung seines Entwicklungsgesetzes, bereitet aber die metaphysische Deutung vor, die Spencer später diesem Gesetz gab.

Dagegen finden wir ihn im folgenden Jahre eifrig damit beschäftigt, die Entwicklungstheorie auf ver-

schiedenen Gebieten zu erproben. In dem Aufsatz „Manners and Fashion" (Westm. Rev., April 1854) zeigt er, wie sich die verschiedenen Zwangsformen, denen der Mensch in der Gesellschaft unterworfen ist — politische, kirchliche und zeremonielle — aus einem Keim entwickelt haben, und zwar „in Übereinstimmung mit dem Gesetz der Entwicklung aller organischen Wesen, gemäß dem sich schrittweise allgemeine Funktionen in die speziellen Funktionen, die sie ausmachen, trennen". In demselben Artikel verteidigt er zum ersten Mal seine in der Soziologie ausführlich begründete Theorie, daß Ahnen- und Geister-Verehrung die Quelle aller Gottesverehrung ist.

Spencer hatte um diese Zeit Miss Martineaus verkürzte englische Ausgabe von Comtes „Cours de Philosophie Positive" studiert. Sein Widerspruch gegen Comtes Theorie der sogenannten Hierarchie der Wissenschaften veranlaßte ihn den Artikel „The Genesis of Science" (British Quarterly Review, Juli 1854) zu schreiben, in dem er ausführt, wie alle Wissenschaft sich allmählich aus dem gewöhnlichen Wissen entwickelt hat, von dem sie nicht spezifisch, sondern nur dem Grad nach verschieden ist, wie sich die Wissenschaft selbst immer mehr in die einzelnen Wissenschaften differenziert hat, und wie damit Hand in Hand ein Prozeß der Integration ging, in dessen Verlauf die einzelnen Wissenschaften mehr und mehr von einander abhängig werden. Das Ganze führt Spencer zu einer tiefgehnden Analyse des menschlichen Geistes, einer Vorarbeit für seine Psychologie, deren leitende Gedanken nun allmählich alle in seinem Gebiet ausgereift lagen.

Bevor er aber an ihre Ausarbeitung ging, erprobte er seine psychologische Theorie auf einem Gebiet, auf dem er sich zuerst zu allgemeiner Anerkennung durchringen sollte. Ich meine seinen Aufsatz über „The Art of Education". Sein Grundthema liegt in den Sätzen:

„Die Erziehung muß sich dem natürlichen Prozeß der Entwicklung anpassen . . . sie muß vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreiten . . . Der menschliche Geist wächst und schreitet wie alle Dinge, die wachsen, von einem Gleichartigen zu einem Ungleichartigen und von einem Unbestimmten zu einem Bestimmten fort." Spencer, der selbst nicht deutsch verstand, hat die Ideen seiner deutschen Vorgänger auf diesem Gebiet durch ein Werk E. Bibers, betitelt „Henry Pestalozzi and his Plan of Education" kennen gelernt und mit den Gedanken der englischen Reform-Pädagogik seit Lockes „Thoughts on Education" war er natürlich auch genau vertraut. Der Aufsatz erschien im Mai 1854 in der North British Review und schon im August begann Spencer das Niederschreiben der „Prinzipien der Psychologie". Wir werden auf dieses erste große Werk des Philosophen im Zusammenhang seines Systems näher eingehn und bemerken hier nur, daß in ihm die Psychologie zum ersten Mal systematisch vom entwicklungstheoretischen Standpunkt aus behandelt wird, und daß Spencer in seiner Schilderung der geistigen Entwicklung bereits ganz allgemein die Ausdrücke gebraucht, die später in seiner allgemeinen Formel der Entwicklung wiederkehren.

19. Entwicklung bestand für Spencer zu dieser Zeit vornehmlich in einem Fortschreiten aus einem Zustand der Gleichartigkeit zu einem Zustand der Ungleichartigkeit, entsprechend der Formel, die Baer für die embryologische Entwicklung aufgestellt hat, und er hatte, wie wir sahen, bereits nachgewiesen, daß sich das Baersche Gesetz auf die Entwicklung des sozialen Lebens, der Wissenschaft, wie des Geistes ausdehnen lasse. Der Gedanke, daß dieses Gesetz eine Generalisation darstelle, die für alle Entwicklungsvorgänge überhaupt gelte, lag nahe. Er kam Spencer um diese Zeit, und mit der Erkenntnis der Universalität dieses Gesetzes

glaubte er nun auch eine universelle Ursache für sie gefunden zu haben. Er hatte schon damals vor, für die Westminster Review einen Artikel über die „Ursache alles Fortschrittes“ zu schreiben. Aus dem Plan wurde jedoch vorerst nichts, da ihn eine schwere Krankheit, die er sich durch übermäßiges Arbeiten an seinem großen Werk über die Prinzipien der Psychologie zugezogen hatte, vom Juli 1855 bis Anfang des Jahres 1857 völlig arbeitunfähig machte. Der geplante Artikel erschien deshalb erst im April 1857 und zwar unter dem bescheideneren Titel: „Progress, its Law and Cause“.

Er bedeutet eine wichtige Station in Spencers Entwicklungsgang. Unser Philosoph zeigt hier zum ersten Male die universelle Geltung des Entwicklungsgesetzes, das er allerdings noch nicht in seiner Vollständigkeit erkannt hat, und macht bereits den Versuch, es aus einem tieferliegenden Prinzip abzuleiten. Baer hatte nachgewiesen, daß die Entwicklung jedes individuellen Organismus — des Keims zur Pflanze und des Eis zum Tier — sich darstellt als ein Fortschreiten von einer Gleichartigkeit der Struktur zu einer Ungleichartigkeit der Struktur. „Dieses Gesetz des organischen Fortschrittes“ ist nun nach Spencer „das Gesetz jeden Fortschrittes“. Überall in der Geschichte des Weltsystems, in der geologischen Geschichte der Erde, in der Geschichte des organischen Lebens auf der Erde, in der des Menschengeschlechtes, wie des Menschengeistes und seiner Erzeugnisse finden wir „dieselbe Entwicklung aus einem Einfachen in ein Zusammengesetztes durch aufeinderfolgende Differenzierungen“. Ist das nun bloß eine empirische Generalisation, oder können wir dieses Gesetz in seinen mannigfaltigen Offenbarungen als die notwendige Folge eines ähnlich universellen Prinzipes nachweisen? Spencer meint ja: „Wir können alle diese mannigfaltigen Evolutionen des Gleichartigen in das Ungleichartige mit gewissen Tatsachen unmittelbarer Erfahrung verknüpfen,

die wir infolge endloser Wiederholung als notwendig betrachten.“ Diese Tatsachen drückt folgende Formel aus: „Jede aktive Kraft bringt mehr als eine Veränderung hervor, jede Ursache mehr als eine Wirkung.“ Der unvermeidliche Folgesatz dieser Tatsache ist, wie auf der Hand liegt, daß in der Vergangenheit eine immer wachsende Komplikation der Dinge, eine nie aufhörende Umwandlung des Gleichartigen ins Ungleichartige vor sich gegangen ist.

Noch in demselben Jahre holt Spencer in dem Aufsatz, der „Transcendental Physiology“ betitelt ist (National Review, Oktober 1857), zum Teil nach, was er im vorangehnden Aufsatz übersehn hatte. „Entwicklung ist das Übergehn aus einem gleichartigen Zustand in einen ungleichartigen auf dem Weg beständiger Differenzierungen“, hatte er gesagt, „und sie begleitender Integrierungen“ fügt er nun hinzu, weist aber diesen Prozeß beständiger Integrierung hier noch nicht als universell nach. Zugleich stellt er als Folge zu dem Satz, daß jede Ursache mehr als eine Veränderung hervorbringt, die Wahrheit fest, daß „jeder Zustand des Gleichartigen notwendig ein Zustand unbeständigen Gleichgewichts ist“, und benützt diese Wahrheit, um die deduktive Ableitung seines Entwicklungsgesetzes zu stützen. In demselben Aufsatz sind verschiedene der grundlegenden Ideen enthalten, die in der Biologie näher ausgeführt werden.

20. Wir haben in dem ersten Teil gezeigt, wie Spencer gleich nach Abfassung der zuletzt genannten zwei Essays auf den Gedanken kam, die Entwicklungstheorie zur Grundlage eines umfassenden Philosophiesystems zu machen, und wie sein erster grober Entwurf bereits das Datum 6. Januar 1858 trägt. In den zwei Jahren, in denen dieser Gedanke ausreifte und Gestalt gewann, hat er seine Entwicklungstheorie in einer

Reihe weiterer Essays erläutert und erprobt, deren wir hier noch kurz gedenken müssen. In einem Aufsatz über den „Ursprung und die Funktion der Musik" (Fraser's Magazine, Oktober 1857) zeigt er, wie sich ein psychophysiologisches Problem durch die Entwicklungstheorie erklären läßt. Und selbst in den politischen Aufsätzen, die Spencer um diese Zeit schrieb: „Representative Government — What is it good for?" (Oktober 1857), „State Tamperings with Money and Banks" (Januar 1858), „Parliamentary Reform: The Dangers and the Safeguards" (April 1860), und „Prison Ethics" (July 1860), die drei ersten in der Westminster Review, dieser in der British Quarterly Review, wird das scharfe Eintreten für den Individualismus überall mit entwicklungstheoretischen Gründen gerechtfertigt. Das Jahr 1858 bringt in dem Aufsatz „The Moral Discipline of Children" (April, British Quarterly Review) einen weiteren Beitrag zu seiner evolutionären Pädagogik, dem im nächsten Jahr als Ergänzung die zwei Aufsätze „Physical Education" (April, British Quarterly Review) und „What Knowledge is of Most Worth?" (April, Westminster Review) folgen.

Im Juli desselben Jahres bricht er in der Westminster Review eine Lanze für die damals stark diskreditierte „Nebular Hypothesis", wozu ihn die Bedeutung, die diese Frage für die Entwicklungstheorie hat, bestimmte.

In einer Kritik, der er im Oktober 1858 in der British and Foreign Medico-Chirurgical Review Prof. Owens „Archtype and Homologies of the Vertebrate Skeleton" unterzog, zeigt er, wie die Entwicklungstheorie bestimmte Struktureigentümlichkeiten, insbesondere atavistische Bildungen, denen Owens Theorie eines „urbildlichen Rückenwirbels" ratlos gegenübersteht, leicht erklären kann. In dem Aufsatz „The Laws of Organic Form", der im Januar 1859 in derselben Review erschien,

erläutert er ein Gesetz, das später in seiner Biologie eine große Rolle spielt, das Gesetz, „daß die Formen aller Organismen von ihren Beziehungen zu den einfallenden Kräften abhängen, worunter sowohl die Kräfte zu verstehn sind, denen sie passiv unterliegen, als die, welche sie als Reaktionen auf ihre eigenen Tätigkeiten erfahren.“ In „Illogical Geology“ (Universal Review, Juli 1859) verteidigt er die Entwicklungstheorie gegen gewisse geologische Anschauungen, deren Hinfälligkeit jetzt allgemein anerkannt ist. In „Bain on the Emotions and the Will“ (Med. Chirurg. Review, Januar 1860) betont er, daß wir zu einer Einsicht und richtigen Klassifizierung der Gefühle und des Willens nur dann kommen können, wenn wir diese Phänomene vom Entwicklungstandpunkt aus betrachten und sie in ihrer steigenden Verwickeltheit von den einfachsten tierischen Äußerungen bis hinauf ins menschliche Leben verfolgen. In „The Social Organism“ (Westminster Review, Januar 1860) führt er seine alte Theorie, daß die Gesellschaft die innigsten Analogien zum tierischen Organismus aufweise, im einzelnen aus, während seine „Physiology of Laughter“ (Macmillan's Magazine, März 1860) ein interessanter Beitrag zur Nervendynamik ist in Anwendung der Methode, die er in seinen Prinzipien der Psychologie so erfolgeich durchgeführt hat.

21. Im März desselben Jahres veröffentlichte Spencer den Prospekt zu seinem großen Werk und am 7. Mai 1860 begann er die Ausarbeitung des ersten Teils, „der ersten Principien“, die im Juni 1862 fertig vorlagen. Diese erste Ausgabe der „First Principles“ faßt alle die Anschauungen, die Spencer in den charakterisierten Aufsätzen über die Entwicklungstheorie geäußert hat, zusammen und erweitert sie zugleich, ohne aber das Entwicklungsgesetz schon jetzt auf seinen höchsten Ausdruck zu bringen. Die Erweiterung der

Theorie besteht darin, daß Spencer jetzt erkennt: das Übergehn aus einem Zustand der Unbestimmtheit in einen Zustand größerer Bestimmtheit, das er in der „Transcendental Physiology“ als Charakterzug der organischen Entwicklung nachgewiesen hatte, ist ein Merkmal jeder Entwicklung. Entwicklung ist ihm nun „ein Übergehn aus einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit in eine bestimmtere, zusammenhängendere Ungleichartigkeit vermittelst beständiger Differenzierungen und Integrierungen“. Ferner wird der Versuch, dieses Entwicklungsgesetz aus andern allgemeinen Gesetzen zu deduzieren, nun vervollständigt durch die Aufstellung des Prinzips der „Segregation“; und dieses, wie die schon vorher gewonnenen Prinzipien der „Instabilität des Gleichartigen“ und der „Vervielfältigung der Wirkungen“, die er bisher als rein empirische Gesetze auffaßte, werden jetzt aus dem Gesetz vom Fortbestehn der Kraft als dem letzten Prinzip, das das Grundaxiom aller Wissenschaft ist, abgeleitet. Zugleich wird anerkannt, daß alle Entwicklung eine Grenze hat und zu einem Zustand des Gleichgewichts führt, an den dann seinerseits der Prozeß der Auflösung anknüpft.

Es blieb nun Spencer nur noch übrig, festzustellen, daß Entwicklung und Auflösung nur die zwei Phasen des noch universelleren Prozesses der beständigen Neuverteilung von Materie und Bewegung sind, und das Gesetz, auf das er seine ganze Philosophie gründen wollte, hatte seinen abstraktesten und damit umfassendsten Ausdruck erreicht. Diesen letzten Schritt tat er im April 1864 in dem Aufsatz über „die Klassifikation der Wissenschaften“, der den Essay „The Genesis of Science“ ergänzt und den positiven Teil zu der dort gegen Comtes „Hierarchie der Wissenschaften“ gerichteten negativen Kritik bildet. Hier spricht er aus, daß alle die unendlich vielfältigen Veränderungen, deren

Inbegriff die Erscheinungswelt ist, sich in zwei Kategorien einreihen lassen: sie stellen sich dar entweder als Integration von Materie und einer sie begleitenden Zerstreuung von Bewegung oder als Aufnahme von Bewegung mit einer sie begleitenden Disintegration von Materie, d. h. sie sind notwendig entweder Teile eines Entwicklungsprozesses oder Teile eines Auflösungsprozesses. Professor Youmans schildert die Bedeutung, die dieses Gesetz für die Vollendung des Spencerschen Systems hat, wie folgt: „Man sieht sogleich, daß dieses Gesetz tiefer geht als das Entwicklungsprinzip; denn es gilt auch für Mineralien, die die Phänomene der Entwicklung, wie Spencer sie bisher interpretiert hatte, nicht aufweisen. Kurz, es zeigte sich, daß damit ein Gesetz gewonnen war, das überhaupt für alle materiellen Dinge gilt, mögen sie nun solche sein, die ein Zunehmen in Ungleichartigkeit aufweisen, oder solche, die das nicht tun. Nun erst war es möglich, den relativen Wert und die relative Bedeutung der verschiedenen Faktoren des Entwicklungsprozesses nachzuweisen. Für Baer bestand organische Entwicklung ihrem Wesen nach und ausschließlich in einer Zunahme von Ungleichartigkeit in dem sich entwickelnden Körper. Spencer dagegen hatte gezeigt, daß Entwicklung ein doppelter Prozeß ist, — eine Tendenz zur Einheit wie zur Verschiedenheit, zur Integrierung wie zur Differenzierung. Es zeigte sich nun, daß der Prozeß der Integration, dem alle Dinge unterworfen sind, ein tieferes Prinzip und in der Tat der primäre Prozeß in jedem Entwicklungsvorgang ist, während das Zunehmen in Ungleichartigkeit nur ein sekundärer Prozeß ist. Diese neue Auffassung machte es zugleich klar, daß Auflösung überall das Gegenstück der Entwicklung ist, und daß zur Vervollständigung der Generalisation anerkannt werden muß, daß die Auflösung beständig bestrebt ist, das ungeschehn zu machen, was die Entwicklung wirkt.“

1867 hat Spencer dieses Gesetz dann in die neue Ausgabe der „First Principles“ aufgenommen und in Übereinstimmung mit ihr das ganze Werk umgemodelt. Das vorliegende Kapitel hat seinen Zweck erreicht, wenn es klar gemacht hat, wie Spencer dazu kam, sein System zu schreiben, und wie sich seine Grundideen allmählich in seinem Geist herauskristallisiert haben.

22. Ich habe in den vorangehnden Paragraphen auf den Einfluß, den frühere Denker auf Spencers geistige Entwicklung ausgeübt haben, hingewiesen, wo immer ein direkter Einfluß klar war, und wo bestimmte Lehren anderer seinem Denken eine bestimmte Richtung gaben. Neben solchen direkten Beeinflussungen gehn natürlich überall indirekte einher. Denn auch der Philosoph ist ein Kind seiner Zeit, und es gibt keinen, der nicht auf den Schultern der ihm vorausgegangenen Philosophengenerationen stünde. Teils in Weiterentwicklung ihrer Gedanken, teils im Widerspruch gegen sie entwickelt er seine eigene Philosophie. Das gilt von allen Philosophen und nicht zum wenigsten von Herbert Spencer, dessen Philosophie nicht Begriffsdichtung, sondern Vereinheitlichung des Wissens sein will. Die Masse des Wissens, das er vereinheitlicht, hat er natürlich von andern, teils Vorgängern, teils Zeitgenossen übernommen. Sein philosophisches Genie kommt hier vornehmlich zum Ausdruck in der synthetischen Kraft, mit der er eine Koordination vollzogen hat, die bei dem schnellen und beständigen Wachstum der Einzelwissenschaften an die geistigen Fähigkeiten ganz andere Anforderungen stellen mußte, als das zur Zeit eines Aristoteles oder selbst eines Bacon und Hobbes der Fall war. Schon Gegebenes koordinieren macht aber allein den großen Philosophen noch nicht aus. Jeder Philosoph, der sich einen bleibenden Platz in der Geschichte der Philosophie errungen hat, der „ein

Klassiker der Philosophie“ geworden ist, hat den gegebenen Schatz des Wissens und der philosophischen Ideen um einen neuen, großen, fruchtbaren Gesichtspunkt bereichert, und auch das gilt von Spencer.

Die Idee, alle Wissenschaften in einem großen System, dessen Methode streng wissenschaftlich sein soll, zu vereinheitlichen, ist nicht neu; sie hat schon Bacon, Spencers großer Landsmann, gleich am Anfang der modernen Philosophie verkündet. Spencers origineller Beitrag besteht aber darin, daß er als das Werkzeug, mit dem diese Vereinheitlichung allein gelingen kann, die Idee der Entwicklung erkannte, sie im einzelnen ausarbeitete und auf einen wissenschaftlichen Ausdruck brachte. Denselben Versuch einer Organisation der Wissenschaften — aber mit ganz andern Mitteln — hatte dreißig Jahre, bevor Spencer an seine Ausführung schritt, im Nachbarlande Frankreich der bedeutende Philosoph und seltsame Heilige August Comte gemacht, und auf Spencers Verhältnis zu ihm möchte ich hier noch etwas näher eingehn, zumal darüber sehr irrtümliche Anschauungen gang und gäbe sind. Wie man Spencer als Schüler Darwins proklamiert hat — wie irrtümlicherweise, wird im Kapitel über die Biologie gezeigt werden — so hat man seine Philosophie auch einfach als Ableger der Comteschen, als eine Variation der „Philosophie Positive“ hingestellt, trotzdem Spencer selbst in dem Essay „Reasons for Dissenting from the Philosophy of M. Comte“ (April 1864) die Falschheit dieser Ansicht überzeugend nachgewiesen hat. Ein spezieller und dann eine Reihe allgemeiner Gründe haben diesen Irrtum genährt.

Spencer hatte sein erstes größeres Werk, wie wir sahen, „Social Statics“ genannt, und da Comte als erster die Übertragung der Ausdrücke „Statik“ und „Dynamik“ aus der Mechanik in die Soziologie vorgenommen hat, lag natürlich der Gedanke nahe, daß

Spencer schon sein erstes Werk unter dem Einfluß des französischen Philosophen geschrieben habe. Spencer hat uns aber selbst mitgeteilt, daß Anfang der fünfziger Jahre, wo er sich mit diesem Werk trug, Comte nicht mehr als ein bloßer Name für ihn war, und daß er den Ausdruck aus John Stuart Mills „Grundsätzen der politischen Ökonomie“ übernommen hat, ohne zu wissen, daß Mill selbst ihn von Comte geborgt hatte. Daher kommt es auch, daß der Ausdruck bei Spencer eine ganz andere Bedeutung hat als bei Comte, während das Werk selbst, das ihn als Titel trägt, beinahe in allen Punkten das gerade Gegenstück der Comteschen Lehren ist.

Nicht haltbarer als der spezielle Grund sind die allgemeinen Gründe, aus denen man auf eine Abhängigkeit Spencers von Comte geschlossen hat. Spencer hat ohne Zweifel viele Lehren mit Comte gemeinsam; überall läßt sich aber leicht zeigen, daß er diese Lehren nicht von Comte, sondern aus ältern Quellen hat. Comtes großes Verdienst ist es, den Begriff der Philosophie, wie er Bacon vorschwebte, nicht nur fest definiert, sondern auch einen weitgehnden Versuch zu seiner Verwirklichung gemacht zu haben. Was er wollte, war einmal, wissenschaftliches Denken und wissenschaftliche Methoden in ein Ganzes zusammenzufassen und zu organisieren, und dann, das so gewonnene Gedankensystem auf eine Klasse von Phänomenen — die soziologischen — die früher der wissenschaftlichen Behandlung gespottet haben, anzuwenden. Das war auch durchaus Spencers Ideal, ein Ideal, das er von Bacon überkommen hat. August Comte hat zum erstenmal das Wort „positiv“ mit dem Wort Philosophie in Verbindung gebracht. Welche bestimmte Eigentümlichkeit seiner Philosophie wollte er mit diesem Prädikat bezeichnen? Nun, positive Philosophie ist nichts anderes als wissenschaftliche Philosophie, d. h. eine Philosophie, deren Methode die

der Wissenschaften ist. Wir können nicht eigentlich von positiven Wissenschaften sprechen; das wäre ein Pleonasmus. Denn jede Wissenschaft ist als solche positiv, d. h. sie beruht auf der Beobachtung von Tatsachen, und ihr einziges Ziel ist es, in ihrem Gebiet beständige Gleichzeitigkeiten und Folgen festzustellen, die sie Gesetze nennt. Jede Wissenschaft knüpft zugleich an ein Gegebenes an, das sie als solches hinnimmt, und keine versucht es, das innere Wesen, die ersten und letzten Gründe ihrer speziellen Phänomene zu erforschen. In dieser Beschränkung bestehn ihre Stärke, ihre Bestimmtheit und Sicherheit, kurz ihre Positivität. Diese Bescheidenheit hat sich nun nach Comte auch die Philosophie anzugewöhnen; auch sie muß positiv werden. Ist sie dann aber überhaupt noch nötig? Wird nicht ihre Aufgabe schon von den Wissenschaften erfüllt? Nein; denn diese Wissenschaften beruhen auf dem Prinzip der Arbeitsteilung — sie verfolgen ihre Ziele einseitig und mehr oder weniger unbekümmert um einander. Diesem Übelstand muß die positive Philosophie abhelfen. Sie enthält allerdings nichts, was nicht schon die Einzelwissenschaften enthalten — und ist deshalb positiv; sie faßt aber die Einzelerkenntnisse zu einem einheitlichen Weltbilde zusammen, um so gleich der alten Metaphysik dem unausrottbaren Einheittrieb der menschlichen Vernunft zu genügen — und sie ist deshalb Philosophie. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß Spencer, der die Philosophie als vollkommen vereinheitlichtes Wissen definiert hat, alle diese Ansichten völlig teilt.

Sind nun aber die Grundgedanken, auf die Comte diesen Begriff einer positiven Philosophie stützt, Wahrheiten, die er zuerst erfaßt hat, oder hat er sie mit andern von früheren Denkern als ein gemeinsames Erbstück überkommen? Wir werden sehn, daß das der Fall ist. So gleich, wenn wir jenen ersten Hauptsatz der positiven Philosophie ins Auge fassen, der

lautet: Alles Wissen beruht auf Erfahrung. Die Wahrheit dieses Satzes ist der Tod aller Theologie und Metaphysik, die etwa mit Hilfe einer „Offenbarung", „einer intellektuellen Anschauung". und was dergleichen Kunstgriffe mehr sind, auch über das, was unsere Erfahrung übersteigt, etwas wissen wollen. In Betreff dieses Satzes gibt Comte selbst zu: „Alle guten Köpfe seit Bacon wiederholen, daß nur das Wissen wirklich ist, das auf der Beobachtung von Tatsachen beruht." Und gerade die englische Philosophie hat immer an dieser Lehre festgehalten und sich um ihre nähere Begründung durch die Ausbildung ihrer Associationspsychologie große Verdienste erworben. In diesem Punkte ist Spencer ein treuer Schüler Bacons und Humes.

In engem Zusammenhang mit diesem ersten Grundsatz aller wissenschaftlichen Philosophie steht der zweite, der besagt, daß alle unsere Erkenntnis phänomenal oder relativ ist. Wir kennen die Dinge nur, wie sie uns erscheinen, wissen aber nicht, was sie an und für sich sind. Die Erkenntnis des Absoluten ist uns daher verschlossen. Auch diese Wahrheit ist keine neue Entdeckung Comtes. Seit Protagoras Zeiten waren die meisten bedeutenden Denker ihrer mehr oder weniger deutlich bewußt. Ihre volle Erfassung hat die Nichtigkeit jener metaphysischen Weisheit enthüllt, die meint, das innere Wesen einer Erscheinung erfaßt zu haben, wenn sie eine metaphysische Entität als ihre Ursache bezeichnet, gleich Molières Arzt, der die einschläfernde Wirkung des Opiums dadurch erklärte, daß er ihm eine vis dormitiva zuschrieb.

Das sind die negativen Wahrheiten, die einer wissenschaftlichen Philosophie als Grundlage dienen; ihre positive Grundlage hat sie in dem Glauben an die Unwandelbarkeit der Naturgesetze, das heißt, in der durch keinen widersprechenden Fall widerlegten Voraus-

setzung, daß alle Erscheinungen, denen der menschliche Verstand sich zuwendet, unwandelbare Gleichförmigkeiten der Beziehungen aufweisen. Daß aber dieser Glaube an die Allgemeingültigkeit des Kausalgesetzes bereits vor Comte Eigentum der Wissenschaft war, darüber kann wohl kein Streit bestehn.

Diese Wahrheiten, die das Nettoresultat alles Philosophierens und Spekulierens darstellen, hat Comte zur selbstverständlichen, keines weiteren Beweises bedürftigen Grundlage seiner Philosophie gemacht. Das Gleiche gilt von Spencer; nur daß er viel getan hat, um ihre Beweiskraft zu erhöhen, während Comte sie einfach hinnahm, wie er sie vorfand, da seine Idiosynkrasie gegen die Psychologie ihm den Weg zu ihrer Kritik und ihrem Beweis verschloß.

Sehn wir nun aber von dem Begriff der Philosophie und den Grundlagen ab, auf denen er sich aufbaut, und fragen wir, wie haben beide Philosophen diesen Begriff, den sie teilen, zu realisieren versucht, so finden wir den tiefgehndsten Gegensatz zwischen ihnen. Spencers großes Mittel zur Vereinheitlichung des Wissens ist, wie wir sahen, das Entwicklungsgesetz, und seine Originalität als Denker gründet sich darauf, daß er es als erster induktiv wie deduktiv als universelles Weltgesetz nachgewiesen und von ihm aus in die einzelnen Wissenschaften umgestaltend eingegriffen hat. Gerade hier konnte er aber von Comte nichts lernen; denn dieser war ein abgesagter Feind aller auf die Feststellung der Evolutionstheorie gerichteten Bestrebungen, die „den unwissenschaftlichen Geistern zu überlassen seien“, und er hat sich ausdrücklich gegen Lamarcks Theorie verwahrt, in der doch ein guter Kern Wahrheit steckt.

Umgekehrt verwirft Spencer ausdrücklich alle die organisierenden Doktrinen, die Comtes ausschließliches Eigentum sind, und auf deren Originalität er sich viel

zu gut tut. Es kommen hier insbesondere Comtes Lehre von der sogenannten Hierarchie der Wissenschaften und sein großes soziologisches Gesetz, das für jede menschliche Entwicklung das naturnotwendige Durchlaufen dreier Stadien, des theologischen, des metaphysischen und des positiven behauptet, in Betracht. Gegenüber seiner streng negativen Haltung zu Comtes Hauptlehren verschwindet an Bedeutung, daß Spencer einige der spezielleren Originalgedanken Comtes angenommen hat, so den Begriff des sozialen „Consensus“, das Wort Soziologie, ferner die Lehre, daß die Erziehung des Individuums in ihrer Art und Anordnung mit der Erziehung der Menschheit, historisch betrachtet, übereinstimmen sollte.

Um den Beweis für die Unabhängigkeit Spencers von Comte vollständig zu führen, will ich noch mit einem Wort auf das Verhältnis der zwei Philosophen zu dem, was man im weitesten Sinn die soziale Frage nennen kann, eingehn. Das Interesse für ihre Probleme war es, was beide zur Ausgestaltung ihrer Philosophie bestimmt hat. Alle Erkenntnisse zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen, um so eine sichere Grundlage für den Aufbau einer gesunden Ethik und Politik zu gewinnen, das war das ausgesprochene Ziel und die treibende Kraft im Denken Comtes und Spencers.

Die erste bedeutende Schrift Comtes führte den Titel: „Prospectus des travaux scientifiques, nécessaires pour réorganiser la société“, und wir haben es aus seinem eigenen Munde, daß er die Ausarbeitung der positiven Philosophie nur in die Hand nahm, um für sein politisches System die nötige wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen. Ganz ähnlich Spencer. Die erste Schrift, die er als 22jähriger junger Mann schrieb, lautet: „The proper sphere of government.“ Wir sahen, wie diese Frage ihn sofort auf die ethischen Probleme leitete, und wie ihn die Überzeugung, daß die Basis,

auf welche die Moral gegründet zu werden pflegt, wissenschaftlicher Kraft entbehrt, zu seinen umfassenden Studien trieb.

Aber auch hier haben die zwei Denker sozusagen nur den Ausgangspunkt gemeinsam. In ihren Endergebnissen sind sie dann zu entgegengesetzten Standpunkten auseinandergegangen. Während Spencer auf seine Philosophie eine streng individualistische Ethik gründet, während er alles Heil in einer Steigerung der Freiheit und Selbständigkeit der Individuen erblickt, wird Comte ein Apostel des Sozialismus und der Begründer eines Systems, das man nicht mit Unrecht „Katholizismus minus Christentum“ genannt hat.

Zweites Kapitel.

Die Prinzipienlehre.

23. Spencer hat, wie wir bereits sahen, bevor er eine Linie seines Systems niederschrieb, einen „Prospectus“ veröffentlicht, der einen ins Einzelne gehnden Überblick über das geplante große Werk gab. Wir wollen diesen Prospekt in abgekürzter Form unserer zusammenhängenden Darstellung des Systems voranstellen. Er wird es dem Leser erleichtern, den Zusammenhang des Ganzen festzuhalten und zu verstehn, daß er wirklich ein System und nicht nur ein Konglomerat mehr oder weniger lose zusammenhängender wissenschaftlicher Aufsätze vor sich hat. Er ist auch an sich ein überaus interessantes Dokument, das einen guten Einblick in die tiefe Planmäßigkeit Spencerschen Denkens und Schaffens gibt.

Der Inhalt der zehn Bände, auf die Spencer das ganze System von Anfang an anlegte, sollte nach dem Prospekt folgender sein:

Erste Prinzipien.

Teil 1. Das Unerkennbare: Eine Weiterausführung bestimmter Lehren Hamiltons und Mansels und der Nachweis, daß die einzig mögliche Versöhnung von Wissenschaft und Religion in einem gemeinsamen Glauben an ein Absolutes liegt, das nicht nur alles menschliche Wissen, sondern auch alles menschliche Begreifen übersteigt.

Teil 2. Die Gesetze des Erkennbaren: Eine Darstellung der letzten Prinzipien, die in allen Erscheinungen des Absoluten erkennbar sind, jener weitesten Generalisationen der Wissenschaft, die von allen Phänomenen gelten und deshalb den Schlüssel zur Erkenntnis aller Phänomene liefern.

Hier sollte nun der logischen Ordnung nach die Anwendung dieser ersten Prinzipien auf die unorganische Natur folgen. Einige der wichtigsten Fragen, die dabei zu behandeln gewesen wären, die Frage nach der Entstehung des Sonnensystems und der chemischen Elemente hat Spencer in den Essays „The Nebular Hypothesis“ und „Mr. Martineau on Evolution“ behandelt. Von einer systematischen Bearbeitung dieser ganzen großen Abteilung hat er aber abgesehn, da er mit Recht auch ohne sie seinen Plan für ausgedehnt genug und die Auslegung der organischen Natur auf dem vorgeschlagenen Weg für wichtiger hielt. Das zweite Werk der Serie bilden daher:

Die Prinzipien der Biologie.

Band 1.

Teil 1. Die Data der Biologie: Im wesentlichen eine Darstellung der allgemeinen Wahrheiten der Physiologie und Chemie, mit denen eine rationelle Biologie beginnen muß.

Teil 2. Die Induktionen der Biologie: Eine Darstellung der wichtigsten bereits gewonnenen Generalisationen der Biologie.

Teil 3. Die Entwicklung des Lebens. Eine Darstellung und Begründung der Entwicklungshypothese.

Band 2.

Teil 4. Die morphologische Entwicklung: Ein Nachweis, wie die organischen Formen überall bedingt sind durch den Inbegriff der Kräfte, denen sie ausgesetzt sind.

Teil 5. Die physiologische Entwicklung: Ein Nachweis und eine ähnliche Erklärung der fortschreitenden Differenzierung der Funktionen.

Teil 6. Die Gesetze der Vervielfältigung.

Die Prinzipien der Psychologie.

Band 1.

Teil 1. Die Data der Psychologie: Eine Darstellung des allgemeinen Zusammenhanges zwischen Geist und Leben und ihrer Beziehungen zu den übrigen „Modi" des Unerkennbaren.

Teil 2. Die Induktionen der Psychologie: Eine Darstellung der bereits auf empirischem Weg gewonnenen Generalisationen der Psychologie.

Teil 3. Allgemeine Synthese: Eine Darstellung der geistigen Erscheinungen als einer Unterabteilung der allgemeinen Lebenserscheinungen.

Teil 4. Spezielle Synthese: Ein Versuch, Reflextätigkeit, Instinkt, Gedächtnis, Vernunft, Wille und Gefühle im einzelnen zu erklären als ebensoviele mehr oder weniger besondere Erscheinungsformen des Zusammenhangs zwischen innern und äußern Vorgängen.

Teil 5. Physische Synthese: Ein Versuch, nachzuweisen, wie die Reihenfolge der Bewußtseinszustände einem gewissen Grundgesetz der Nerventätigkeit entspricht, das aus den „Ersten Prinzipien" folgt.

Band 2.

Teil 6. Spezielle Analyse: Ein Versuch, die Einheit in der Zusammensetzung sämtlicher geistiger Erscheinungen nachzuweisen, indem die verwickeltsten schrittweise in immer einfachere aufgelöst werden.

Teil 7. Allgemeine Analyse: Rechtfertigung des Realismus als oberster Aussage des Bewußtseins.

Teil 8. Folgesätze: Zusammenfassung und Übergang zur Soziologie.

Die Prinzipien der Soziologie.

Band 1.

Teil 1. Die Data der Soziologie: Eine Darstellung der verschiedenen Faktoren, deren Resultat die soziale Entwicklung ist.

Teil 2. Die Induktionen der Soziologie: Eine Darstellung der empirischen Generalisationen, die sich aus einer Vergleichung verschiedener Gesellschaften und aufeinanderfolgender Phasen derselben Gesellschaft ergeben.

Teil 3. Politische Organisation: Eine natürliche Entwicklungsgeschichte der politischen Regierungsformen.

Band 2.

Teil 4. Kirchliche Organisation: Eine natürliche Entwicklungsgeschichte der kirchlichen Regierungsformen und der religiösen Vorstellungen.

Teil 5. Zeremonielle Organisation: Eine gleiche Behandlung jenes dritten Systems von Regeln, das sich von den zwei zuerst behandelten allmählich abzweigt und die weniger wichtigen Lebenstätigkeiten reguliert.

Teil 6. Industrielle Organisation: Eine natürliche Entwicklungsgeschichte der Produktion und der verteilenden Agentien.

Band 3.

Teil 7. Die Entwicklung der Sprache.
Teil 8. Die Entwicklung der Wissenschaft.
Teil 9. Die Entwicklung der Kunst.
Teil 10. Die Entwicklung der Moral.
Teil 11. Zusammenfassung.

Die Prinzipien der Moral.

Band 1.

Teil 1. Die Data der Moral: Eine Darstellung der Generalisationen, die Biologie, Psychologie und Soziologie für eine wahre Theorie vom rechten Leben liefern.

Teil 2. Die Induktionen der Moral: Eine Darstellung der empirisch gewonnenen Regeln des menschlichen Handelns, die von allen zivilisierten Nationen als wesentliche Gesetze anerkannt werden, d. h. der Generalisationen der Zweckmäßigkeit.

Teil 3. Individuelle Moral: Eine Darstellung der Prinzipien des privaten Verhaltens, wie sie sich aus den Bedingungen eines vollkommenen individuellen Lebens ergeben.

Band 2.

Teil 4. Gerechtigkeit: Eine Darstellung der gegenseitigen Einschränkungen im Handeln der Menschen, wie sie ihr Zusammenleben als Einheiten in einer Gesellschaft nötig macht.

Teil 5. Negatives Wohltun: Eine Darstellung der sekundären Selbsteinschränkungen, ohne die ein vollkommenes soziales Leben unmöglich ist, und die ein Ausfluß passiver Sympathie sind.

Teil 6. Positives Wohltun: Eine Darstellung der Gebote aktiver Sympathie.

24. Die Grundlage des ganzen Spencerschen Systems bilden — das ersehn wir aus unserer Skizze, und das besagt schon ihr Name — die „Ersten Prinzipien", während sich die übrigen neun Bände darstellen als Auslegung der biologischen, psychologischen, soziologischen und ethischen Probleme mittelst dieser Prinzipien. Ihnen wollen wir uns nun direkt zuwenden.

Die Prinzipienlehre teilt Spencer in zwei scharf geschiedene Abschnitte, von denen der eine negativen, der andere positiven Charakters ist. Merkwürdigerweise hat man vielfach gerade in dem ersten negativen Abschnitt die Quintessenz der Spencerschen Philosophie erblickt und sie deshalb als reinen Nihilismus verurteilt. Das ist natürlich grundfalsch. Die Lehre vom Unerkennbaren ist nicht nur nicht die Essenz der Spencerschen

Philosophie; sie ist nicht einmal eigentlich ein Teil seines Systems, sondern bildet nur eine Art Einleitung zu ihm. Nach Spencer fällt die Sphäre der Philosophie mit der der Wissenschaften zusammen. Er hielt es daher für seine erste Aufgabe, diese mehr oder weniger heterodoxe Auffassung zu rechtfertigen, indem er die unverrückbaren Grenzen nachwies, die unserm Erkennen durch die Natur unseres Intellektes gezogen sind. Das geschieht in dem Kapitel über das „Unerkennbare". Es zeigt, was die Philosophie nicht sein kann, und wiederholt zu diesem Zweck im wesentlichen nur das energisch, was andere bedeutende Denker vor Spencer über die Begrenztheit menschlichen Erkennens gesagt haben. Alles Erkennen ist relativ, d. h. bedingt durch die Natur des erkennenden Subjektes; wir erkennen daher nichts absolut, nichts, wie es an sich ist. Alle Dinge und Kräfte sind bloße Symbole eines Etwas, das an sich unerkennbar ist. Gerade weil wir aber all unser Erkennen relativ nennen, müssen wir ein Absolutes annehmen; das Relative setzt das Absolute voraus, es wäre sonst selbst absolut. Das ist in einfachen Sätzen die Summe der viel angegriffenen Lehre vom Unerkennbaren. Ist die Theorie nicht neu, so ist doch die Art, wie Spencer sie vorträgt, sehr originell. Er versteht es nämlich, dieser negativen Theorie ein positives Ergebnis abzugewinnen: er findet in ihr die Grundlage für eine aufrichtige Versöhnung von Religion und Wissenschaft.

25. „Unter den geistigen Kämpfen, so beginnt er, ist der älteste, weiteste, tiefste und wichtigste der zwischen Religion und Wissenschaft. Er begann, als die Erkenntnis der einfachsten Gleichförmigkeiten in den umgebenden Dingen dem anfangs allgemeinen Aberglauben ein Ende machte. Er zeigt sich überall in dem ganzen Bereich menschlichen Wissens, er beeinflußt die

Menschen in der Auslegung der einfachsten mechanischen Vorgänge nicht minder als der verwickeltsten Erscheinungen der Völkergeschichte. Er hat seine Wurzel in der verschiedenen Denkrichtung verschiedener Arten von Geistern. Und die widerstreitenden Auffassungen von Natur und Leben, die die verschiedenen Denkrichtungen jeweils erzeugen, beeinflussen im Guten oder Schlimmen die Grundstimmung der Gefühle und das tägliche Verhalten. Ein solcher nie rastender Kampf der Ansichten, wie er durch alle Zeiten hindurch unter den Bannern der Religion und der Wissenschaft geführt wurde, hat natürlich eine Erbitterung erzeugt, die einer gerechten Würdigung der Gegenpartei auf beiden Seiten verhängnisvoll ist. In einem höhern Grad und schärfer als jeder andere Streit hat er die ewig bedeutsame Fabel von den zwei Rittern illustriert, die sich um die Farbe eines Schildes schlagen, von dem jeder nur eine Seite sieht. Jeder Kämpfer sah klar nur seine Seite der Frage und warf seinem Gegner Dummheit oder Unehrlichkeit vor, weil er nicht dieselbe Seite sah. Beide aber ermangelten der Aufrichtigkeit, auf die Seite des Gegners zu treten und ausfindig zu machen, warum dieser alles so verschieden sah.“ Diese denkwürdigen Worte, mit denen Spencer seine Betrachtung der Frage einleitet, verraten, daß er einen wirklichen und aufrichtigen Frieden zwischen Religion und Wissenschaft für möglich hält, und sie deuten den Weg an, auf dem er zu suchen ist. Religion und Wissenschaft befassen sich wohl mit derselben Sache, aber sie behandeln sie von verschiedenen Gesichtspunkten aus und zu verschiedenen Zwecken. In der Wissenschaft tritt der Mensch der Welt als erkennender, in der Religion als fühlender und wertsetzender gegenüber; in der Wissenschaft beschäftigt er sich mit bestimmten Tatsachen und ihren Beziehungen, in der Religion mit jenem unbestimmten Etwas, das allen Erscheinungen und ihren Beziehungen zu Grunde liegt.

Folgen wir nun dem Gedankengang, der nach Spencer zu einer Versöhnung der lang verfeindeten Schwestern führt, etwas näher. Spencer geht von der Überzeugung aus, daß Religion und Wissenschaft beide eine Wurzel in der Wirklichkeit der Dinge haben, und daß es daher, wenn anders der Manichäismus mit seiner Theorie der Koordination eines guten und eines bösen Prinzips in der Welt nicht Recht haben soll, eine oberste Wahrheit geben muß, in der sie sich zusammenfinden können. Es gilt also, „die höchste Wahrheit zu suchen, zu der sich beide mit vollständiger Aufrichtigkeit, ohne irgend welchen geistigen Vorbehalt, bekennen können". Diese allumfassende Wahrheit kann natürlich weder ein bestimmtes Dogma der Religion noch ein bestimmter Lehrsatz der Wissenschaft sein; sie muß vielmehr, um ihrer Bestimmung zu genügen, die abstrakteste und daher allgemeinste Wahrheit sein, die sie beide bekennen.

Was ist nun jene allgemeinste Wahrheit der Religion, jene Wahrheit, der auch die grausamste Kritik nichts anhaben kann, jene „Seele von Wahrheit", die auch der abergläubigsten Religion innewohnt? Spencer beginnt sein Diogeneswerk mit einer interessanten Zergliederung der „religiösen Grundbegriffe". Auf die uralte Frage, was ist die Welt und von wannen kommt sie, suchen der Theismus, der Pantheismus und der Atheismus, jeder auf seine Art, eine Antwort zu geben. Doch ach! sehn wir genauer zu, so sind alle Antworten bloße Wortgeflechte ohne Inhalt; Sätze, die tiefsinnig klingen, die sich aber nicht in wirkliche Gedanken umsetzen lassen. Wie Spencer die letzte Unbegreiflichkeit aller dieser Theorien dialektisch nachweist, brauchen wir hier nicht weiter auszuführen. Schon viele vor ihm und nicht zum wenigsten große religiöse Geister haben wieder und wieder gezeigt, daß alle jene Theorien mit ihrer Annahme einer absoluten, unendlichen Ursache zuletzt zu unlösbaren Widersprüchen und einem Selbstmord des

Intellektes führen müssen. Geben wir zu, die Erklärung, die jede dieser drei möglichen Theorien gibt, ist nur eine Scheinerklärung, so predigen sie doch auch in ihrer Ohnmacht wenigstens eine Wahrheit, nämlich die, „daß die Welt einer Erklärung bedarf". „Hier nun haben wir ein Element, das allen Glaubensrichtungen gemeinsam ist. Religionen, die sich in ihren Bekenntnisformeln aufs schärfste widersprechen, sind doch vollkommen eins in der stillschweigenden Überzeugung, daß die Existenz der Welt mit allem, was sie enthält, und mit allem, was sie umgibt, ein Mysterium ist, das immerfort nach Auslegung verlangt". Spencer zeigt dann, wie die ganze Entwicklung der Religion sich darstellen läßt als eine immer weitere Annäherung an den Standpunkt, als dessen Motto das Wort Jacobis dienen kann: „Ein erkannter Gott wäre kein Gott mehr". Durch die ganze Geschichte der Religion können wir einen Prozeß der fortschreitenden „Entmenschlichung Gottes" verfolgen. Dem Wilden ist Gott ein Mensch, nur grausamer, wilder und mächtiger als er selbst; mit jedem höhern Schritt fällt ein Attribut Gottes um das andere als Gottes unwürdig oder als unvereinbar mit andern Attributen, an denen noch festgehalten wird: mit jedem Schritt wird Gott etwas Unbekannteres, etwas dem menschlichen Verstand Unfaßbareres, bis endlich auf der höchsten Stufe das relative Mysterium, das alle Religionen anerkennen, zum absoluten Mysterium wird.

„Hier also haben wir eine Grundwahrheit von der größtmöglichen Gewißheit, eine Wahrheit, in der alle Religionen unter sich und mit der Philosophie, die ihre speziellen Dogmen bekämpft, eins sind. Sollen Religion und Wissenschaft versöhnt werden, so muß die Grundlage der Versöhnung diese tiefste, weiteste und größte Wahrheit sein, daß die Macht, die sich uns im Universum offenbart, absolut unerforschlich ist."

26. Der Beweis, daß auch die Wissenschaft sich dieser Grundwahrheit in Demut beugen muß, fällt Spencer nicht schwer. Eine Analyse ihrer „Grundbegriffe", als da sind Raum, Zeit, Bewegung, Stoff, Kraft, Selbst u. s. w., lehrt, wie die vorangegangene Zergliederung der religiösen Grundbegriffe, daß Wesen und Ursprung der objektiven, wie der subjektiven Welt unergründlich sind. „Die religiösen Grundbegriffe, wie die wissenschaftlichen sind nur Symbole, nicht Erkenntnisse der Wirklichkeit." Daß dem so ist und so sein muß, liegt in der innersten Natur unseres Erkennens begründet.

Analysieren wir nämlich das Denkprodukt, so finden wir, daß alle schrittweise immer tiefer eindringenden Erklärungen der Natur, die eben den Fortschritt im Erkennen ausmachen, darin bestehn, daß schrittweise spezielle Wahrheiten unter allgemeinere Wahrheiten und allgemeine unter noch allgemeinere eingeschlossen werden. Dieser Prozeß kann aber nicht ins Unendliche fortgehn, weil sonst alles in der Luft hinge. Es muß daher eine allgemeinste Wahrheit geben, die nicht begriffen werden kann, eben weil sie keine Einschließung in eine andere, kein Begreifen unter einer andern zuläßt. Analysieren wir aber den Denkprozeß, so finden wir, daß unser Denken durch Gegensatz, Unterschied und Ähnlichkeit bedingt ist. Was keinen Gegensatz hat und nicht von etwas anderm unterschieden werden kann, läßt sich nicht denken. Und auf der andern Seite setzt alles Erkennen ein Ähnlichkeitsverhältnis voraus: wir erkennen ein Ding, indem wir es auf ein anderes, das ihm gleicht, zurückführen. Weil nun das Unbedingte, eben weil es das Unbedingte ist, in keinem dieser drei Verhältnisse stehn kann, ist es auch dreifach unerkennbar.

In folgender schönen Stelle findet Spencers Grundgedanke klaren Ausdruck: „Der Mann der Wissen-

schaft, beschäftigt, wie er ist, mit festgestellten Wahrheiten und gewohnt, noch unerforschte Dinge anzusehn als Dinge, die man einst erforschen wird, vergißt zu leicht, daß die Erkenntnis, so umfassend sie auch sein mag, doch niemals den Forschungstrieb zufriedenstellen kann. Positives Wissen füllt nie die ganze Sphäre des möglichen Denkens aus und kann es nie. An der äußersten Grenze der Entdeckungen erhebt sich immer und muß sich immer die Frage erheben: was liegt jenseits? Wir können uns keine Erklärung so tief denken, daß sie die Frage ausschlösse: Was ist die Erklärung dieser Erklärung? Stellen wir uns die Wissenschaft als eine stets wachsende Kugel vor, so können wir sagen, jede Vergrößerung ihrer Oberfläche bringt sie nur in umfangreichere Berührung mit dem sie umgebenden Nichtwissen!" Wie sagt doch Altmeister Goethe: „Die Existenz, durch die Vernunft dividiert, geht nicht ohne Rest auf!" Und weiter:

„In der äußern, wie in der innern Welt findet sich der Mann der Wissenschaft inmitten ewiger Veränderungen, von denen er weder den Anfang noch das Ende zu entdecken vermag. Wenn er, die Entwicklung der Dinge zurückverfolgend, sich erlaubt, die Hypothese aufzustellen, daß das Universum einst in einer zerstreuten Form existierte, so findet er es doch ganz unmöglich, sich vorzustellen, wie es kam, daß es so existierte. Ganz so, wenn er über die Zukunft nachdenkt; er kann der unendlichen Folge der Erscheinungen, die sich ewig vor ihm entfalten, keine Grenze setzen. Und wendet er den Blick nach Innen, so bemerkt er in gleicher Weise, daß beide Enden des Bewußtseinsfadens außer seinem Griffe liegen, ja außer seinem Vermögen, ihn sich als existiert habend oder als in Zukunft existierend vorzustellen . . . . Objektive, wie subjektive Dinge findet er daher gleich unerforschlich ihrer Substanz und ihrem Ursprung nach. In allen

Richtungen stellen ihn seine Forschungen zuletzt vor ein unlösbares Rätsel, und immer mehr versteht er, daß es wirklich unlösbar ist. Er kennt zugleich die Größe und die Kleinheit des Menschengeistes, seine Macht, alles zu erfassen, was innerhalb der Grenzen der Erfahrung liegt, und seine Ohnmacht allem gegenüber, was die Erfahrung übersteigt. Er fühlt in ihrer ganzen Stärke die völlige Unbegreiflichkeit des einfachsten Vorganges, wenn an und für sich betrachtet. Er weiß besser als jeder andere, daß seinem letzten Wesen nach nichts erkannt werden kann."

Spencer verkennt nicht, daß er in diesen Sätzen mehr das Verhalten des Weisen, wie er sein sollte, als wie er ist, gezeichnet hat. Religion und Wissenschaft haben beide beständig gegen diese letzte Wahrheit gefrevelt. Die Religion hat zwar das unbestreitbare Verdienst, daß sie diese Wahrheit von Anfang an, wenn auch nur unvollkommen und schattenhaft erkannt und verteidigt hat. „Sie hat überall in der einen oder andern Form die Lehre, daß alle Dinge Offenbarungen einer Macht sind, die unsere Erkenntnis übersteigt, aufgestellt und weiterverbreitet" und dadurch die Pflicht erfüllt, „die Menschheit davor zu bewahren, ganz im Relativen und Zunächstliegenden aufzugehn; sie hat das Bewußtsein von etwas Jenseitigem wachgehalten". Sie war aber immer zugleich mehr oder weniger irreligiös, insofern sie wieder und wieder behauptete, von dem, was alles Erkennen übersteigt, doch ein bestimmtes Wissen zu besitzen. Das große Verdienst der Wissenschaft ist es, durch ihre Kritik diese unreligiösen Elemente überall auszumerzen und so die Religion zu einem fortschreitenden Reinigungsprozeß zu zwingen. Sie hat durch ihre beständige Kritik der einzelnen Dogmen der Religion wieder und wieder den Nachweis geliefert, daß jenes angebliche Wissen der Religion in Wirklichkeit ein Nichtwissen ist, und sie hat damit die Religion von

unhaltbaren Außenposten auf ihre unangreifbare Zentralstellung zurückgetrieben: auf die Lehre von der letzten Unbegreiflichkeit der Welt und der Macht, deren Ausfluß oder Offenbarung sie ist. Wie aber die Religion oft unreligiös ist, so hat die Wissenschaft eine beständige Neigung gezeigt, zu behaupten, sie besitze da ein Wissen, wo es überhaupt kein Wissen geben kann. Ein dauernder und ehrlicher Friede ist nur dann möglich, wenn die Religion aufhört, unreligiös, und die Wissenschaft unwissenschaftlich zu sein: wenn die Religion einsieht, daß das Mysterium, auf das ihr Sinn gerichtet ist, ein letztes und absolutes ist, und es deshalb aufgibt, sich ins Geschäft der Wissenschaft zu mischen, die das Erforschbare in Natur und Geist mit den allein zu diesem Zweck dienlichen Methoden bearbeitet, und wenn die Wissenschaft zur vollen Überzeugung gelangt, daß ihre Erklärungen immer nur annähernd und relativ sind, daß sie immer nur das „Wie“ und das „Was“, aber niemals das dem menschlichen Herzen so unendlich wichtigere „Wozu“ und „Warum“ beantworten.

27. Spencer sah voraus, daß sich gegen sein „Unerkennbares“ dieselben Angriffe richten werden wie gegen Kants „Ding an sich“. Die heikle Frage, die er zu beantworten hatte, lautet: Wenn wir von dem Absoluten so gar nichts aussagen können, haben wir dann ein Recht, von ihm auch nur ein Sein auszusagen? Müssen wir nicht ganz beim Relativen stehn bleiben, und was gibt uns die Berechtigung, doch an etwas zu glauben, das über das Relative hinausgeht?

Spencer gibt selbst zu, daß wir, solange wir auf dem rein logischen Standpunkt verharren, die Existenz von einem jenseits des Phänomenalen liegenden Noumenon nicht behaupten können. Von diesem Standpunkt aus ist das Absolute bloß die Negation der Vorstellbarkeit, d. h. es ist etwas von der Vorstellung gänzlich Ver-

schiedenes, das doch vorgestellt werden soll — was unmöglich ist. Anders aber stelle sich die Sache dar, psychologisch betrachtet. Es gibt nämlich, sagt Spencer, neben dem bestimmten Bewußtsein, dessen Gesetze die Logik formuliert, noch ein unbestimmtes Bewußtsein, das sich nicht in Formeln fassen läßt; es gibt Gedanken, die zu vervollständigen unmöglich ist, die aber trotzdem real sind in dem Sinne, daß sie normale Erregungen des Denkvermögens sind.

Um nun des nähern zu zeigen, wie der ganze Nachweis, daß ein bestimmtes Bewußtsein vom Absoluten für uns unmöglich ist, unvermeidlich auf der Voraussetzung eines unbestimmten Bewußtseins von ihm beruht, bekämpft Spencer die Lehre, daß von korrelativen Gegensätzen, wie begrenzt und unbegrenzt, relativ und absolut, nur einer, nämlich der positive, real, der negative aber bloß eine Abstraktion vom andern, nichts weiter als seine bloße Negation sei. Das negative Vorstellungsbild ist = Negation des positiven + X. So bedeutet das Relative „Existenz unter Bedingungen und Grenzen“, das Absolute nun aber nicht etwa bloß die Negation einer solchen Existenz, sondern vielmehr Negation einer bedingten und begrenzten Existenz + X. Und dieses X stellt eben das dar, was Spencer das unbestimmte Bewußtsein vom Absoluten nennt. Dieses unbestimmte Bewußtsein vom Absoluten abstrahieren wir aber nicht von einer einzelnen Gruppe von Gedanken und Vorstellungen; es ist vielmehr das Abstraktum aller Gedanken und Vorstellungen. Ihnen allen ist das, was wir mit Existenz bezeichnen, gemeinsam, und davon können wir nicht loskommen. Dieses Bewußtsein von Existenz, das sich infolge des fortwährenden Wechsels aller seiner Modalitäten von ihnen allen loslöst, bleibt als ein unbestimmtes Bewußtsein von etwas unter allen Modifikationen Beharrendem von seinen Erscheinungsweisen getrennt. Es ist nicht nur notwendig unbestimmt,

sondern auch notwendig unzerstörbar. Kurz dieses Bewußtsein von einem Absoluten läßt uns nicht los infolge derselben Denkgesetze, die uns daran hindern, einen Begriff von ihm zu bilden. Es ist das notwendige Korrelat unseres Selbstbewußtseins.

Spencer wirft zum Schluß die interessante Frage auf, ob es nun trotz unseres Unvermögens, diesem „Unerkennbaren“ bestimmte Attribute beizulegen, nicht vielleicht ein Postulat der „Praktischen Vernunft“ sei, doch solche Attribute von ihm auszusagen, und ob es insbesondere, wie Hamilton und Mansel unter dem Einfluß kantischer Gedanken behauptet hatten, nicht schlechtweg unsere Pflicht sei, das „Unerkennbare“ oder Gott als ein persönliches Wesen zu denken. Er antwortet, unsere Pflicht sei, Gottes Persönlichkeit weder zu bejahen noch sie zu leugnen, sondern uns demütig den festgestellten Grenzen unseres Erkennens zu fügen und nicht gegen sie zu rebellieren. Es sei ja gar nicht so, daß die Wahl zwischen Persönlichkeit und etwas Niedrigerem als Persönlichkeit liege; es sei vielmehr sehr leicht möglich, daß es eine Daseinsform gäbe, die ebenso hoch über Intelligenz und Willen stehe als diese über mechanischer Bewegung. Spencer gibt in der Tat zu, daß wohl eine innere Notwendigkeit die Menschen immer wieder dazu treiben werde, für das absolute Wesen bestimmte Formen zu finden; darin liege auch nichts Unberechtigtes, sofern wir uns nur bewußt bleiben, daß diese Formen immer nur Symbole sind, die dem, was sie bezeichnen sollen, absolut unähnlich sind. Die beständige Neubildung solcher Symbole und ihre ebenso beständige Verwerfung als unzureichender Phantasien werden in der Tat dazu dienen, in uns das Bewußtsein des unermeßlichen Gegensatzes zwischen dem Bedingten und dem Bedingungslosen wach zu halten.

Spencer verkennt nicht, daß das, was er hier dem

religiösen Gefühl bietet, das menschliche Herz nur wenig befriedigen kann. Sein strenges intellektuelles Gewissen verbietet ihm aber, ihm mehr zu bieten, so sehr er wünschen mag, daß er es könnte. Das kommt klar zum Ausdruck in den „Reflexionen“, die er im Alter von 73 Jahren niedergeschrieben hat, und die seiner Biographie angehängt sind. In diesen Reflexionen, die auf einigen achtzig Seiten gleichsam ein Fazit seines Lebens und seiner Philosophie geben, bekennt er offen, daß auch die synthetische Philosophie das Welträtsel so ungelöst als je läßt. Düstere Visionen des unermeßlichen Weltalls drängen sich ihm auf — die Unendlichkeit des Raumes, die unzähligen Sonnen, der verschwenderische Reichtum des Lebens in Gegenwart und Vergangenheit, der nie rastende Rhythmus von Werden und Vergehn. Er kann die Frage nicht los werden: Wozu das alles? und er weiß, daß es darauf keine Antwort gibt. Und daneben her geht der lähmende Gedanke: „Wie, wenn es für alles das, was uns so unbegreiflich ist, überhaupt kein Begreifen gäbe?“ Und so kommt es, daß Spencers letzte Worte in seinem nachgelassenen Werke lauten: „Ich bin dazu gekommen, religiösen Glauben, der so oder so das Gebiet einnimmt, das die verstandesmäßige Auslegung einzunehmen sucht und verfehlt und um so mehr verfehlt, als sie es versucht, mit einer Sympathie zu betrachten, die auf Gemeinsamkeit des Bedürfnisses beruht. Ich fühle, daß mein Andersdenken von der Unfähigkeit kommt, die dargebotenen Lösungen anzunehmen, vereinigt mit dem Wunsch, daß Lösungen gefunden werden könnten.“

28. Wenn der erste Abschnitt der „First Principles“ der philosophischen Erkenntnis die Grenzen absteckt, über die sie nicht hinaus kann und sie sozusagen negativ definiert, so beginnt der zweite Abschnitt mit der positiven Frage: Was ist Philosophie? Alle Antworten,

die seit alter Zeit auf diese Frage gegeben worden sind, enthalten bei allem Widerstreit doch ein gemeinsames Element: die Philosophie hat es nicht mit Einzelerkenntnissen, sondern nur mit Erkenntnis der allerhöchsten Allgemeinheit zu tun. Und verbinden wir damit die weitere Einsicht, daß, wie zwischen wissenschaftlichen Wahrheiten höhern und niedrigern Grades, so auch zwischen diesen und den philosophischen Wahrheiten kein Wesens-, sondern nur ein Gradunterschied besteht, so kommen wir zu der allgemeinen Definition: Wissenschaft ist teilweise vereinheitlichte, Philosophie vollkommen vereinheitlichte Erkenntnis.

Wie kommen wir nun zu dieser Vereinheitlichung? Spencer weist vor allem auf eine Wahrheit hin, die er auch sonst, besonders in seiner Verteidigung des Realismus den Idealisten gegenüber, betont. Er zeigt, wie diese Denker der Ansicht huldigen, es sei möglich und ihnen gelungen, von irgend einer oder auch von mehrern anerkannten einfachen Tatsachen auszugehn und nichts vorauszusetzen als eben nur diese Tatsache und, darauf fußend, Sätze zu beweisen und zu widerlegen, Sätze aber, die in Wahrheit in denen, wovon sie ausgehn, unausgesprochen schon mitbehauptet sind. Eine solche Isolierung der Gedanken sei unmöglich; vielmehr enthalte jeder Gedanke bereits ein System von Gedanken und stehe mit andern Gedanken wie ein Glied mit andern Gliedern in organischen Verbindungen, innerhalb deren allein er funktionieren könne. Spencer zeigt des nähern, wie z. B. das in jedem Denken liegende Bewußtsein von Gleichheit die Kategorien Quantität, Zahl, Grenze, Verschiedenheit u. s. w. einschließt.

Da uns so ein Blick auf unser Denkvermögen zeigt, daß es auf Grundlage bestimmter, organisch verbundener, festgewurzelter Vorstellungen ruht, deren es sich nicht entledigen kann, so gilt es, die, die ganz unumgänglich notwendig sind, herauszugreifen; beim Suchen nach ihnen

leitet uns die Denknotwendigkeit als Kriterium. Man denkt hier unwillkürlich an die Kritik der reinen Vernunft! Um dann die Gültigkeit dieser Annahmen zu beweisen, die wir vorläufig als wahr hinnehmen, müssen wir zeigen, daß alle übrigen Aussagen des Bewußtseins mit ihnen übereinstimmen. Denn der einzige Weg, eine Annahme zu rechtfertigen, ist, zu zeigen, daß zwischen den Erfahrungen, die sie uns vorauszusetzen veranlaßt, und der tatsächlichen Erfahrung Übereinstimmung herrscht. Die Vereinheitlichung der Erkenntnis — das Ziel der Philosophie — ist erreicht, wenn die Übereinstimmung gewisser fundamentaler Intuitionen mit allen andern Aussagen des Bewußtseins nachgewiesen wird. Es gilt nun diese Intuitionen zu suchen.

29. Da tritt uns vor allem der Satz entgegen: es gibt Übereinstimmungen und Nichtübereinstimmungen und sie sind erkennbar. Das Bewußtein ist der kompetente Richter über die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit seiner Zustände. Ohne diese Annahme kämen wir im philosophischen Raisonnieren keinen Schritt weiter. Denn die Aufgabe der Philosophie ist es, überall Einheit und Übereinstimmung zu suchen, und das setzt notwendig die Gültigkeit der Bewußtseinsfunktionen voraus, durch die die Dinge als ähnlich und unähnlich aufgefaßt werden. Wenn ein Bewußtsein von Gleichheit und Verschiedenheit in uns fortdauert, so ist dies eben für uns die höchste Bürgschaft dafür, daß Gleichheit und Verschiedenheit existieren; denn wir verstehn in der Tat unter ihnen nichts anderes als ein fortdauerndes Bewußtsein von ihnen.

Das ist der fundamentale Denkprozeß.

Da aber ferner die Vereinheitlichung der Erkenntnis sich nur dadurch bewirken läßt, daß gezeigt wird, wie ein oberster Satz sämtliche Ergebnisse der Erfahrung in sich einschließt und bekräftigt, so muß offenbar dieser

oberste Satz, dessen Übereinstimmung mit allen andern nachzuweisen ist, ein Stück Erkenntnis ausdrücken und nicht nur die Gültigkeit eines Erkenntnisaktes. Wir brauchen also ein fundamentales Denkprodukt, d. h. es muß auch ein Ergebnis, zu dem der fundamentale Denkprozeß geführt hat, vorausgesetzt werden. Dieses Gegebene des Bewußtseins muß eine Darstellung von Übereinstimmungen und Nichtübereinstimmungen sein, die allgemeiner ist als jede andere. Es muß eine Tatsache ausdrücken, im Verhältnis zu der alle andern Gleichheiten und Verschiedenheiten untergeordnet erscheinen.

Wenn Erkennen dasselbe ist wie Klassifizieren oder Zusammenordnen des Gleichen und Trennen des Ungleichen, und wenn die Vereinheitlichung der Erkenntnis so zu stande kommt, daß die kleinern Klassen von Erfahrungen in größere und diese in noch größere eingereiht werden, dann muß der Satz, der die Erkenntnis vereinheitlicht, der Art sein, daß er den Gegensatz zwischen den zwei letzten Klassen von Erfahrungen, in die alle übrigen aufgehn, ausdrückt.

Alle uns bekannten Kundgebungen des Unerkennbaren zerfallen nun in zwei große Massen, in lebhafte und schwache Kundgebungen. Beide Arten sind von einander getrennt, hängen aber unter sich zusammen und laufen nebeneinander her. Die starken oder — mit Humeschem Ausdruck — die Impressionen gehn den schwachen, den Ideen, voran, die von ihnen abhängig sind. Die Bedingungen, unter denen beide Arten auftreten, gehören für jede Art zur gleichen Art, wie sie selbst, wobei sich aber ein wichtiger Unterschied ergibt. Die schwachen Kundgebungen haben immer erkennbare Vorläufer; wir können sie ins Dasein rufen durch Herstellung ihrer Bedingungen. Die Bedingungen für die starken Kundgebungen dagegen sind häufig versteckt und liegen gleichsam außer der Reihe.

Damit sind wir zu dem durchgreifendsten Unterschied zwischen den Kundgebungen des Unerkennbaren gelangt, der als Gegensatz von Objekt und Subjekt, Ich und Nicht-Ich, Selbst und Nichtselbst immer das Hauptthema der Philosophie war. Die Scheidung in Objekt und Subjekt ist das Ergebnis des fundamentalen Denkprozesses, der Ähnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen den Bewußtseinszuständen feststellt. Eben weil wir fortwährend erfahren, daß im Gegensatz zu den schwachen Kundgebungen die Bedingungen für die lebhaften häufig nicht aufgefunden werden können, drängt sich uns die unwiderstehliche Überzeugung auf, daß die Bedingungen für das Auftreten dieser Kundgebungen außerhalb des Stromes der lebhaften Kundgebungen liegen. Und dies erfüllt uns mit einem unbestimmten Bewußtsein eines schrankenlos ausgedehnten Gebietes eines Seins, das sowohl von den schwachen Offenbarungen des Ichs als den lebhaften des Nicht-Ichs getrennt ist.

30. Spencer macht sich dann weiter daran, gewisse allgemeinste Formen, in denen die Kundgebungen des Unerkennbaren erfolgen, gewisse Grundbedingungen, unter denen sich die Realität uns darstellt, zu erörtern und vor allem zu untersuchen, welche Art von Realität wir ihnen zuschreiben können.

Nachdem unser Philosoph darauf hingewiesen hat, wie Wirklichkeit für uns Fortdauer im Bewußtsein bedeutet, führt er aus, daß also das Ergebnis dasselbe bleibt, ob nun das, was wir wahrnehmen, das Unerkennbare selbst oder eine Wirkung ist, die es unabänderlich auf uns ausübt. Wenn eine Macht, die jenseits des Vorstellens liegt, unter den durch seine Beschaffenheit gegebenen gleichbleibenden Bedingungen stets einen gewissen Bewußtseinszustand erzeugt, und wenn dieser Zustand ebenso fortdauert, wie es diese Macht tun würde, sofern sie unmittelbar ins Bewußtsein träte,

dann ist auch die Wirklichkeit in dem einen wie in dem andern Sinn gleich vollständig.

Wir besitzen also ein unbestimmtes Bewußtsein von einer absoluten. außer allen Beziehungen stehnden Wirklichkeit, erzeugt durch die absolute Fortdauer in uns von Etwas. das jeden Wechsel der Beziehungen überlebt. und wir haben ein bestimmtes Bewußtsein von relativer Wirklichkeit, das unter der einen oder andern seiner Formen unaufhörlich in uns fortdauert. unter jeder Form solange, als die Bedingungen, die sie erzeugen, gegeben sind. Diese relative Wirklichkeit ist. da sie beständig in uns fortdauert, ebenso wirklich für uns, wie die absolute Wirklichkeit es sein würde, wenn sie unmittelbar erkannt werden könnte. Da das Denken nur in Beziehungen möglich ist, kann die relative Wirklichkeit als solche nur in Beziehung zu einer absoluten begriffen werden, und die zwischen beiden bestehnde Beziehung ist, weil sie in unserm Bewußtsein absolut fortdauert. in demselben Sinne wirklich, wie es die durch sie in Beziehung gebrachten Begriffe sind.

Aus dem Gesagten folgt, daß den wissenschaftlichen Grundbegriffen, als da sind Raum, Zeit, Stoff, Bewegung und Kraft. nur eine relative Wirklickeit zukommt. Sie bilden sich aus fortdauernden Eindrücken, die das fortdauernde Erzeugnis einer fortdauernden unerkennbaren Ursache sind. In praktischer Beziehung haben sie deshalb dieselbe Bedeutung für uns, wie diese Ursache selbst, und wir können mit ihnen genau so verfahren, als ob sie absolute Wirklichkeiten wären. In ihrer theoretischen Würdigung aber dürfen wir ihren relativen Charakter nie vergessen; sobald wir argumentieren, als ob ihnen absolute Wirklichkeit zukäme, sieht sich unsere Vernunft sofort zu widerstreitenden Behauptungen, sogenannten Antinomien. hingetrieben.

Raum und Zeit sind das Abstraktum von allen Beziehungen der Gleichzeitigkeit und Folge. Materie

ist ein Begriff von gleichzeitigen Lagen, die Widerstand leisten; der Begriff der Bewegung endlich ist der einer Anzahl von koexistierenden Stellungen, die aufeinander folgen. Alle diese Begriffe weisen auf einen Urgrund zurück; sie sind nämlich alle ableitbar aus Erfahrungen von Kraft. Diese selbst bilden einen unzerlegbaren Bewußtseinsinhalt, in den sich alle übrigen zerlegen lassen. Die Kraft aber, die seinen Inhalt bildet, ist nicht identisch mit dem Prinzip, das sich uns durch die Erscheinungen kundgibt, und aus dem alle Dinge quellen: sie ist nur eine gewisse bedingte Wirkung der bedingungslosen Ursache. Sie ist eine relative Wirklichkeit, die auf eine sie unmittelbar erzeugende absolute Wirklichkeit hinweist.

31. Spencer geht dann im Verfolg seiner Aufgabe der Vereinheitlichung der Erkenntnis zur Erörterung einer Reihe ursprünglicher Wahrheiten über, die alle einen Charakter eigentümlicher Gewißheit besitzen, kurz gesagt physikalische Axiome sind.

Der Stoff ist unzerstörbar. Dieser Satz ist ein Fundament der Wissenschaft, die ohne seine Gültigkeit nicht möglich wäre. Obwohl ursprünglich infolge einer noch nicht genügend fortgeschrittenen Entwicklung des Geistes für einen Irrtum angesehn, gibt es doch für ihn eine höhere Bürgschaft als die der bewußten Induktion. Die Form unseres Denkens macht es uns unmöglich, Erfahrungen vom Übergang des Stoffes in die Nichtexistenz zu haben, da solche Erfahrungen die Erkenntnis einer Beziehung in sich schlössen, deren eines Glied im Bewußtsein nicht vorstellbar wäre. Die Unzerstörbarkeit des Stoffes ist im eigentlichen Sinn eine Wahrheit a priori. Zugleich erhellt aber, daß sie aus der noch tiefern Wahrheit der Unzerstörbarkeit der Kraft abgeleitet werden kann; denn unser Normalmaßstab für den Stoff ist die Kraft.

Eine allgemeine apriorische Wahrheit derselben Art ist die, daß die Bewegung fortdauert. Sie gelangt in Ausdrücken der Kraft zu unserer Kenntnis. Die Kraft nämlich, auf die die Bewegung hinweist, läßt sich im Denken absolut nicht unterdrücken. Wir kommen damit zu dem Satz, daß die Kraft fortbesteht. Es ist dies in der Tat die einzige Wahrheit, die über alle Erfahrung hinausgeht, weil sie eben aller Erfahrung zu Grunde liegt; für sie kann es keinen induktiven Beweis geben. Die Kraft, deren Fortbestehn wir behaupten, ist nun nicht die Kraft, deren wir in unsern Muskelanstrengungen unmittelbar bewußt werden; diese besteht nicht fort. Sie ist vielmehr jene absolute Kraft, von der wir ein unbestimmtes Bewußtsein haben, als von einem notwendigen Korrelat der Kraft, die wir erkennen. Unter Fortbestehn der Kraft verstehn wir somit in Wirklichkeit das Fortbestehn einer Ursache, die unser Erkennen und Vorstellen übersteigt, oder mit andern Worten, wir behaupten damit eine bedingungslose Realität ohne Anfang und Ende.

Als Folgesätze der Beständigkeit der Kraft entwickelt Spencer dann noch folgende Sätze. Da keine Kraft aus Nichts entstehn noch in Nichts vergehn kann, so müssen auch die Beziehungen zwischen den Kräften fortbestehn. Ferner folgt, daß sich die eine Kraft in eine äquivalente Quantität der andern umformen läßt, und daß die Kräfte gleichwertig sind.

Wir sind weiter gezwungen, uns alle Dinge als aus einander anziehnden und abstoßenden Teilchen zusammengesetzt zu denken. Und aus dieser durch die Form unseres Denkens bedingten Annahme universell koexistierender Kräfte der Anziehung und Abstoßung folgen gewisse Gesetze über die Richtung jeder Bewegung. Jede Bewegung erfolgt längs der Linie der stärkern Anziehung, des geringsten Widerstandes oder ihrer Resultante. Und endlich ist der Rhythmus ein not-

wendiges Merkmal aller Bewegung, das gleichzeitige Vorhandensein von entgegengesetzten Kräften allerorts vorausgesetzt.

Bilden nun die so gewonnenen Wahrheiten jene allgemeinste Synthese, die die Philosophie fordert? Geben sie eine Vorstellung vom Kosmos, von der Gesamtheit aller Offenbarungen des Unerkennbaren? Darauf antwortet Spencer mit Nein. Die erörterten Sätze sind zwar alle allgemeine Wahrheiten, die von allen konkreten Erscheinungen gelten. Aber weder sie noch irgend welche andern Wahrheiten gleicher Art können jene Einheitserkenntnis liefern, die die Philosophie sucht. Sie können nicht mehr sein als bloße Bausteine für sie; denn sie sind lauter analytische Wahrheiten, d. h. Wahrheiten, die man durch Zerlegung der Phänomene in ihre Elemente gewonnen hat. Und keine analytischen Wahrheiten können zu jener Synthese des Denkens führen, die allein die Synthese der Dinge interpretieren kann. Wir haben in ihnen nur die Gesetze der einzelnen Faktoren und wir suchen das Gesetz des Zusammenwirkens dieser Faktoren. Wir suchen eine Formel, die das, was allen Teilerscheinungen des Weltprozesses gemeinsam ist, ausdrückt und die Frage beantwortet: Was ist das gemeinsame Element in der Geschichte aller konkreten Phänomene.

Die Grundelemente aller konkreten Phänomene sind aber Materie und Bewegung. Das gesuchte Gesetz muß daher — das folgt a priori — ein Gesetz sein, das die Formel gibt für die beständige Neuverteilung von Materie und Bewegung, die den Weltprozeß ausmacht, in dem es keine absolute Ruhe und Dauer gibt, wie schon der alte Philosoph in seinem πάντα ῥεῖ richtig erkannt hat. In der Geschichte jedes Seienden nun vom Augenblick an, wo es aus dem Nichtwahrnehmbaren hervortritt, bis zu dem Augenblick, da es dahin zurückkehrt, können wir zwei entgegengesetzte Prozesse unterscheiden. Es

entsteht für uns dadurch, daß sich seine Bestandteile, die sich früher in einem zerstreuten Zustand befanden, zu einem Ganzen sammeln, indem die Materie konzentriert wird, und die einzelnen Teile ihre unabhängige Bewegung verlieren; und es vergeht dadurch, daß es sich wieder in seine Bestandteile auflöst, indem Bewegung aufgenommen und die Materie zerstreut wird. Hier haben wir das allgemeine Gesetz der Neuverteilung von Materie und Bewegung — sie ist überall entweder Integration oder Disintegration. Diese zwei entgegengesetzten Prozesse laufen immer nebeneinander her, und das Ergebnis ist je nach dem Vorwiegen des einen oder des andern ein Differenzialfortschritt entweder zur Integration oder zur Disintegration. Im ersten Fall spricht man von Entwicklung, unter der also immer zu verstehn ist: Integration von Materie und Abgabe von Bewegung, im zweiten von Auflösung, was immer bedeutet: Aufnahme von Bewegung und Disintegration von Materie.

32. Entwicklung ist zwar immer Integration der Materie und Zerstreuung von Bewegung; sie ist das aber selten allein. Sie ist gewöhnlich von sekundären Neuverteilungen von Materie und Bewegung begleitet. In jenem Fall nennen wir sie einfach, in diesem zusammengesetzt. Einfach ist sie, wenn der Prozeß der Konzentration wie in Kristallbildungen plötzlich vor sich geht; zusammengesetzt, wenn er wie in organischen Wesen langsam erfolgt und die zurückbehaltene Bewegung relativ groß ist und doch ein solcher Grad von Kohäsion existiert, daß sich die durch Einwirkung äußerer Kräfte hervorgerufenen sekundären Abänderungen fixieren können. Nachdem Spencer so vorläufig diesen allgemeinen und unbestimmten Begriff der Entwicklung gewonnen hat, macht er sich daran, ihn durch eine alle Seinsgebiete umfassende Induktion

näher zu bestimmen. Die erste dieser Bestimmungen, die den wesentlichen Charakterzug aller Entwicklung ausdrückt, lautet: Entwicklung ist ein Übergehn aus einem zusammenhanglosern in einen mehr zusammenhängenden Zustand. Nach der Laplace-Kantschen Hypothese hat sich das Sonnensystem dadurch gebildet, daß sich ungeheure Nebelmassen zu festen Körpern verdichteten. Die Geschichte der Erde, wie die Struktur ihrer Kruste sie heute vor uns aufrollt, führt uns zurück zu einem geschmolzenen Zustand, aus dem sie sich konsolidierte, indem sie durch Erkältung Bewegung abgab. Pflanzen und Tiere wachsen, indem sie Elemente in sich konzentrieren, die früher als Gase oder in den Pflanzen und Tieren ihrer Umgebung zerstreut existierten. Das soziale Leben bietet überall Beispiele fortschreitender Integration. Die Familien integrieren sich zu Stämmen, diese zu Nationen, und die Nationen allmählich zu großen Konföderationen mit Schiedgerichten und Kongressen. Dem gleichen Prozeß der Integration begegnen wir in den Erzeugnissen des menschlichen Geistes, in Kunst, Sprache, Wissenschaft u. s. w.

Aber die Entwicklung besteht nur selten ausschließlich aus diesem primären Prozeß; sie ist meist zugleich ein Übergang von einem mehr Gleichartigen zu einem weniger Gleichartigen. Während die Masse sich integriert, differenzieren sich ihre Teile. Das jetzige Sonnensystem ist viel ungleichartiger als die Nebelmasse, aus der es sich entwickelt hat. Die Erde war ursprünglich eine gleichartige glühnde Masse; jetzt bietet sie den Unterschied zwischen der erkalteten Kruste und dem glühnden Kern und auf der Kruste selbst alle die Ungleichartigkeiten der Hebungen und Senkungen, des Klimas, des Wassers und des Landes u. s. w. Der Organismus geht vom einfachsten Keim zur größten Mannigfaltigkeit der Formen und Organe über, und die

heutige Flora und Fauna sind, wie die Paläontologie nachweist, viel mannigfaltiger und verwickelter als die der Urwelt. Das zuerst mehr homogene Menschengeschlecht teilt sich in heterogene Rassen und diese in Nationen. Im sozialen Leben fassen wir die hierher gehörenden Erscheinungen als Arbeitteilung zusammen, die mit der Entwicklung der Zivilisation immer weiter vorwärts schreitet. Nicht weniger charakterisiert dieser Übergang aus der Homogeneität zur Heterogeneität die Entwicklung aller Erzeugnisse des menschlichen Geistes. Die Sprache als Ganzes hat immer weitere Redeteile und mehr Wörter hervorgebracht, und aus dem gleichen Sprachstamm entwickelt sich eine Mannigfaltigkeit von Sprachen. Schrift, Malerei und Skulptur haben sich erst allmählich von einander differenziert, und ebenso haben Poesie, Musik und Tanz eine gemeinsame Wurzel. Den gleichen Prozeß einer Umformung von Gleichartigkeit zu Ungleichartigkeit weisen Litteratur, Wissenschaft, Architektur, Drama und Kleidung in allen ihren Stadien auf. Entwicklung ist also definierbar als ein Übergang aus einer unzusammenhängenden Gleichartigkeit zu einer zusammenhängenden Ungleichartigkeit, der die Zerstreuung von Bewegung und die Integration von Materie begleitet.

Aber auch diese Begriffsbestimmung ist noch nicht erschöpfend. Denn sie schließt nicht alles ein, was Entwicklung charakterisiert, und nicht alles aus, was nicht Entwicklung ist. Den Übergang von Gleichartigkeit zu Ungleichartigkeit muß ein Übergang vom Unbestimmten zum Bestimmten begleiten. Indem in einem sich entwickelnden Aggregat an die Stelle der Einfachheit Mannigfaltigkeit tritt, werden die Teile nicht nur unähnlicher, sondern zugleich auch schärfer gegen einander abgegrenzt. An Stelle der Verwirrung tritt überall Ordnung. Man denke an die bestimmte Struktur des Sonnensystems. Die feste Erde ist in

ihren Teilen bestimmter und beständiger als die feuerflüssige. In Pflanzen und Tieren scheiden sich die Organe immer bestimmter und schärfer von einander ab. Im wandernden Stamm von Wilden, der kein festes Heim und keine feste innere Organisation hat, sind die gegenseitigen Beziehungen der Teile viel weniger bestimmt als in der hochentwickelten Nation. Und das Gleiche gilt von allen hochentwickelten Erzeugnissen des Menschengeistes. Fügen wir nun noch hinzu, daß nicht nur die Materie, sondern auch die zurückbehaltene Bewegung die geschilderten Veränderungen durchläuft, so erhalten wir endlich als vollständige Formel des Entwicklungsgesetzes den Satz:

Entwicklung ist eine Integration von Materie, begleitet von einer Abgabe von Bewegung, während deren die Materie von einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit zu einer bestimmten, zusammenhängenden Ungleichartigkeit übergeht, und während deren die zurückbehaltene Bewegung eine parallele Umbildung erfährt.

33. Soweit ist dieses Gesetz nur das Ergebnis einer Reihe eingehnder Induktionen; hier taucht nun die Frage auf: läßt es sich auch deduktiv erreichen? Wissen wir nur, daß dies der Verlauf der einen bestimmten Kategorie aller Veränderungen ist, oder können wir feststellen, warum er dies ist? Können wir von der Ursache dieser Wirkungen nur sagen, daß sich uns eben das Unerkennbare in dieser Form kundgibt? oder ist es möglich, diese Form der Kundgebung auf eine einfachere zurückzuführen? Können wir etwa, vom Fortbestehn der Kraft als einem gegebenen obersten Prinzip ausgehnd, zeigen, daß der Verlauf dieser einen Art von Umformung in allen möglichen Arten des Seins kein anderer sein kann als der beschriebene? Spencer bejaht diese Frage.

Er sucht zu zeigen, daß drei universelle Gesetze, die selbst aus dem nicht beweisbaren Axiom vom Fortbestehn der Kraft abgeleitet werden können, den Entwicklungsprozeß notwendig zu dem machen, was er ist.

Das erste dieser Gesetze ist das Gesetz von der Unbeständigkeit des Gleichartigen. Es besagt, daß die gleichartige Masse, von der die Entwicklung immer ausgeht, ungleichartiger werden muß, weil ihre einzelnen Teile den einfallenden Kräften notwendig auf ungleiche Weise ausgesetzt sind und deshalb notwendig von ihnen verschieden modifiziert werden. Das Gleichgewicht, in dem sich irgend ein homogenes Aggregat befindet, ist immer labil, d. h. wird immer durch das Hinzutreten irgend einer neuen, wenn auch noch so kleinen Kraft über den Haufen geworfen. In einem absolut stabilen Gleichgewicht könnte nur eine Homogeneität verharren, die aus Kraftmittelpunkten von absolut gleichem Wirkungsvermögen und von absolut gleichförmiger Verteilung im unbegrenzten Raum bestünde. Diese Voraussetzung läßt sich aber in Gedanken gar nicht wiedergeben, weil eben unbegrenzter Raum nicht vorstellbar ist. Alle endlichen Formen des Gleichartigen aber, alle Formen, die wir erkennen und begreifen können, müssen unvermeidlich in Ungleichförmigkeit übergehn. Das wird auf dreifache Weise durch das Fortbestehn der Kraft notwendig gemacht. Einmal muß jede Einheit eines gleichartigen Ganzen durch die Gesamtwirkung der übrigen anders beeinflußt werden als jede andere. Zweitens muß irgend eine von außen einwirkende Kraft, selbst wenn sie in Stärke und Richtung durchaus gleichförmig wäre, die einzelnen Einheiten eines gleichartigen Aggregates verschieden beeinflussen, weil schon die Kraft, die das Aggregat auf jede seiner Einheiten ausübt, auch nicht in zwei Fällen in Stärke und Richtung durchaus gleichförmig ist, und weil drittens seine einzelnen Teile in Bezug auf sie verschiedene Lagen haben und deshalb

unmöglich von ihr gleich stark und in gleicher Richtung getroffen werden können.

Eine zweite der Zeit nach sekundäre, aber sehr wichtige Ursache der zunehmenden Ungleichartigkeit ist „die Vervielfältigung der Wirkungen“. Die Wirkung ist immer komplizierter als die Ursache. Eine Kraft, die auf ein bereits heterogenes Aggregat einwirkt, beeinflußt seine verschiedenen Teile verschieden und wird nach dem Axiom, daß Wirkung und Gegenwirkung gleich sind, von ihnen verschieden beeinflußt. Die Kraft selbst differenziert sich und wirkt wie ein Bündel unähnlicher Kräfte, die dann ihrerseits wieder immer zahlreichere und unähnlichere Reaktionen erleiden. Je heterogener das Aggregat ist, desto mannigfaltiger sind die Wirkungen, die eine auf es wirkende, einfache Ursache hervorruft.

Warum entsteht aber nicht eine chaotische Ungleichartigkeit statt der geordneten? Was ist die Ursache der lokalen Integration, die überall die lokale Differenzierung begleitet, jener allmählich sich vervollkommnenden Sonderung gleicher Einheiten zu einer Gruppe, die sich deutlich von den benachbarten Gruppen abhebt? Um das zu erklären, muß als dritte Ursache das Gesetz von der Aussonderung des Gleichartigen herangezogen werden. Ein und dieselbe Kraft wirkt in gleicher Weise auf das, was einander ähnlich, in ungleicher auf das, was einander unähnlich ist; sie wird daher in einander ähnlichen Einheiten ähnliche Bewegungen hervorrufen, und in einander unähnlichen unähnliche; und das Ergebnis wird Ausscheidung und Gruppierung sein. Spencer weist das Wirken dieser drei Folgesätze des Fortbestehns der Kraft auch in einer umfassenden Induktion überall auf dem Kosmos nach.

34. Nun drängt sich natürlich die Frage auf: Wird dieser Prozeß der Entwicklung ins Unendliche

fortdauern, oder läßt sich ihm eine bestimmte Grenze setzen? Die Antwort ist: die Entwicklung führt überall notwendig zu einem Gleichgewichtszustand. Diesen Schluß drängen uns sowohl die Beobachtung der konkreten Entwicklungsprozesse als eine abstrakte Erwägung der Frage auf. Wir haben gesehn, daß alle Entwicklung von einer Zerstreuung von Bewegung begleitet ist; daraus folgt, daß schließlich ein Zustand erreicht werden muß, in dem keine Bewegung mehr abgegeben werden kann und die Entwicklung innehalten muß. Der Stillstand tritt ein, wenn sich die Kräfte, denen alle Teile eines Aggregates ausgesetzt sind, und die Kräfte, die sie selbst ihnen entgegensetzen, ausgeglichen haben. Auf dem Weg zum absoluten Gleichgewicht durchläuft ein Aggregat oft den Zustand eines beweglichen Gleichgewichts, wobei das Ganze zur Ruhe gekommen ist, während die innere Bewegung seiner Teile so fortdauert, daß ihre Schwingungen sich gegenseitig aufheben. Aber jedes solche bewegliche Gleichgewicht hat eine Tendenz, zum absoluten Gleichgewicht überzugehn; denn das Wirken der äußern Kräfte hört nie ganz auf. Ein gutes Beispiel eines beweglichen Gleichgewichts bietet das Sonnensystem, in dem jede Bewegung durch eine Bewegung entgegengesetzter Natur aufgewogen wird. Aber auch dieses beinahe vollkommene System eines beweglichen Gleichgewichts muß schließlich in ein absolutes übergehn: die Bewegung der Planeten wird abnehmen, und allmählich werden alle die kleineren Klumpen sich wieder zu einer ungeheuren Masse ansammeln. Auch für die Menschheit wird ein Zustand kommen, in dem zwischen den innern Kräften, die wir Gefühle nennen, und den äußern, auf die sie reagieren, völliges Gleichgewicht hergestellt ist. Die menschliche Natur wird sich dann zur völligen Harmonie mit ihrer natürlichen und sozialen Umgebung durchgearbeitet haben, und ein Zustand

höchster Vollkommenheit und größten Glückes wird erreicht sein.

35. Wenn ein sich entwickelndes Aggregat diesen Gleichgewichtszustand erreicht hat, in dem seine Teile keiner Neuanordnung mehr fähig sind, dann beginnt notwendig der umgekehrte Prozeß der Auflösung. Das folgt aus dem fortgesetzten Wirken der äußern Kräfte, denn nach erreichtem Gleichgewicht ist ja keine Kraft mehr übrig, um ihnen Widerstand zu leisten. Die Auflösung, die, wie wir sahen, aus einem Aufnehmen von Bewegung und einem Zerstreuen von Materie besteht, ist ein gleich universeller Prozeß wie der der Entwicklung. Die Erscheinungen der Astronomie, der Geologie und der Chemie nicht weniger, als die Geschichte der menschlichen Gesellschaft sowie der einzelnen Individuen zeigen, wie die Entwicklung, wenn sie auf ihrem höchsten Punkt angelangt ist, immer in Auflösung übergeht.

Und nun kommt die Schlußfrage: Müssen wir uns demnach als das Ende aller Dinge einen grenzenlosen Raum denken, der hie und da von erloschenen Sonnen bevölkert ist, die in ewiger Unbeweglichkeit erstarrt sind? Wird die Entwicklung als Ganzes mit universellem Tod endigen? Oder werden Entwicklung und Auflösung auch in der Totalität der Dinge ewig abwechseln? Auf eine solche rein spekulative Frage ist natürlich keine positive, sondern nur eine rein spekulative Antwort möglich, und sie geht dahin, daß eine Weiterverfolgung unserer Deduktionen uns den Schluß nahelegt, daß auf einen allgemeinen Tod neues allgemeines Leben folgen wird. Aus dem Grundsatz vom Fortbestehn der Kraft folgt, daß die Bewegung nie aufhören kann. Die Bewegung, deren Zerstreuung zum relativen Gleichgewicht geführt hat, ist ja nicht verschwunden, sondern nur umgestaltet, und der Gedanke drängt sich auf, daß die universelle Koexistenz von

anziehenden und abstoßenden Kräften, die in allen einzelnen Veränderungen einen Rhythmus erzeugt, auch einen Rhythmus in der Totalität der Veränderungen notwendig macht. Er würde bestehn aus unendlichen Perioden, in denen die anziehnden Kräfte überwiegen und universelle Konzentration erzeugen, und in gleich unendlichen Perioden, während deren die abstoßenden Kräfte vorwiegen und universelle Zerstreuung hervorrufen: mit andern Worten aus abwechselnden Perioden der Entwicklung und Auflösung. Und damit taucht das Bild einer Vergangenheit vor uns auf, während deren eine Reihenfolge von Entwicklungen analog der jetzt vor sich gehnden stattfand, und einer Zukunft, während deren andere derartige Entwicklungen stattfinden mögen, Entwicklungen, die immer dieselben sind im Prinzip, aber nie dieselben in ihren konkreten Resultaten.

Diese spekulative Betrachtung führt uns dazu, in der sichtbaren Welt nicht länger etwas Isoliertes zu sehn. Wir können ihr keinen Anfang und kein Ende zuschreiben. Sie ist nur eine Episode in dem ewigen Drama des Weltprozesses, in dem sich die unendliche Kraft, deren Offenbarung das Universum ist, unendlich betätigt.

36. Spencer hält es für geraten, zum Schluß dieses interessanten Werkes, das wir in großen Zügen an uns vorüberziehn ließen, noch einmal an die Wahrheit zu erinnern, von der er ausgegangen ist, an die Wahrheit, daß das Absolute unerkennbar ist, und daß es daher für uns auch keine absolute, sondern nur eine relative Notwendigkeit, eine Notwendigkeit für unsere Gedanken geben kann. Er betont den relativen Charakter seiner Philosophie, um dem Mißverständnis vorzubeugen, als ob seine Lehre ein dogmatischer Materialismus sei. Er hat, wie wir sahen, versucht, alle

Erscheinungen in Ausdrücken von Kraft, Stoff und Bewegung wiederzugeben, und das gibt seiner Philosophie für den oberflächlichen Leser eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Materialismus. Aber auch nur für den oberflächlichen Leser. Wer nur einigermaßen in ihren Geist eingedrungen ist, muß diese Auffassung sofort als Mißverständnis erkennen und zwar als eines, das eigentlich schon seine eingehnde Lehre vom Unerkennbaren hätte unmöglich machen sollen. Denn für den Materialismus gibt es eben kein solches Unerkennbares! Spencer ist Monist; er erklärt ausdrücklich, die sich überall in der Welt offenbarende Macht, die wir als materielle Kraft unterscheiden, sei dieselbe Kraft, die in uns selbst unter der Form des Bewußtseins aufquillt. Materie und Geist sind ihm nur zwei Erscheinungsformen ein und derselben unerkennbaren Macht. Er lehnt aber einen spiritualistischen Monismus ebenso entschieden ab, wie einen materialistischen. Denn das „Unerkennbare“ läßt sich ebensowenig in Ausdrücken des menschlichen Bewußtseins wiedergeben, als dieses in Ausdrücken der Pflanzenfunktionen darstellbar ist. Und wenn wir mit den spiritualistischen Monisten kühn sagen „Natur ist Geist“, so behaupten wir eben über die unerkennbare Ursache der Dinge alles zu wissen, während Spencer fest überzeugt ist, daß er nichts von ihr weiß. Er erklärt den ganzen lauten Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus für einen bloßen Wortstreit. Beide wollen erkennen, was niemand erkennen kann. Wir können die Welt je nach unserm Ausgangspunkt in spiritualistischen oder in materialistischen Ausdrücken interpretieren. Das bleibt sich gleich; wir haben es doch in beiden Fällen nur mit Symbolen zu tun und nicht mit der unerkennbaren Realität, die beiden zu Grunde liegt. „Die tiefsten Wahrheiten, sagt Spencer, drücken nur die umfassendsten Gleichförmigkeiten in

unserer Erfahrung der Beziehungen zwischen Materie, Bewegung und Kraft aus, und Materie, Bewegung und Kraft sind nur Symbole der unbekannten Realität. Eine Macht, deren Natur uns immer unbegreiflich bleibt, und die wir weder in der Zeit noch im Raum begrenzt denken können, wirkt in uns gewisse Wirkungen. Sie haben gewisse Ähnlichkeiten unter sich, von denen wir die allgemeinsten unter den Namen Materie, Bewegung und Kraft zusammenfassen, und zwischen diesen Wirkungen bestehn gewisse Ähnlichkeiten der Verknüpfung, von denen wir die beständigsten als Gesetze von höchster Gewißheit zusammenfassen. Die Analyse führt diese verschiedenen Arten von Wirkungen auf eine Art Wirkung und diese verschiedenen Arten von Gleichförmigkeit auf eine Art Gleichförmigkeit zurück. Das höchste Ziel der Wissenschaft ist es, alle Arten von Erscheinungen auszulegen als verschieden bedingte Manifestationen dieser einen Art Wirkung unter verschieden bedingten Moden dieser einen Art Gleichförmigkeit. Wenn die Wissenschaft das aber getan hat, hat sie nur unsere Erfahrungen systematisiert, in keiner Weise jedoch die Grenzen unserer Erfahrung ausgedehnt Wir können so wenig wie vorher sagen, ob diese Gleichförmigkeiten ebenso absolut notwendig sind, als sie für unser Denken relativ notwendig sind. Das Äußerste, was für uns möglich ist, ist eine Interpretation des Weltprozesses, wie er sich unserm beschränkten Bewußtsein darstellt. Wie sich aber dieser Prozeß zum wirklichen Prozeß verhält, können wir nicht begreifen und noch viel weniger wissen . . . Die Interpretation aller Phänomene in Ausdrücken von Materie, Bewegung und Kraft ist nur eine Zurückführung unserer verwickeltsten Denksymbole auf die einfachsten Symbole: wenn aber die Gleichung auf ihre einfachsten Ausdrücke gebracht ist, bleiben die Symbole doch immer Symbole."

Drittes Kapitel.

Biologie und Psychologie.

Die Prinzipien der Biologie.

37. Gegenstand der „allgemeinen Philosophie“, die wir im vorangehnden Kapitel dargestellt haben, sind jene allgemeinsten Generalisationen selbst, in denen die speziellen Phänomene aller konkreten Wissenschaften ihre Auslegung finden. Wo die besondern Wahrheiten der einzelnen Wissenschaften herangezogen werden, sollen sie nur jene allgemeinsten Wahrheiten erläutern und beweisen. In der „speziellen Philosophie“, zu der wir uns nun wenden, liegt die Sache umgekehrt. Hier sind die allgemeinsten Wahrheiten nicht länger Gegenstand, sondern Werkzeug der Forschung. Sie werden nun als bewiesen vorausgesetzt und dazu benutzt, die besondern Wahrheiten der Biologie, der Psychologie, der Soziologie und der Ethik zu erläutern. Ist das vorangehnde Kapitel eine leidlich erschöpfende Zusammenfassung der „ersten Prinzipien“, so verbietet in den folgenden Kapiteln die Natur des Stoffes eine gleiche Behandlungsweise. Die Phänomene der genannten Wissenschaften sind zu zahlreich und mannigfaltig, als daß wir Spencer auf allen seinen Versuchen, sie im Licht des Entwicklungsgesetzes auszulegen, folgen könnten. Wir wollen seinen Weg nur in allgemeinen Umrissen andeuten und dann bei speziellen Fragen, die für seine Weltanschauung von besonderer Wichtigkeit sind, etwas länger verweilen.

Die spezielle Philosophie sollte in logischer Reihenfolge beginnen mit der Anwendung der ersten Prinzipien auf die Auslegung der unorganischen Natur. Wir haben bereits gehört, warum Spencer diesen großen Abschnitt übersprang und sich direkt der Auslegung der organischen Natur zuwandte.

Von den zwei Bänden der „Prinzipien der Biologie“ erschien der erste 1864, der zweite 1866. Sie wollen „die allgemeinen Wahrheiten der Biologie“ so darstellen, daß sie das Gesetz der Entwicklung illustrieren und zugleich durch es erklärt werden; sie wollen sie auf die allgemeinen Gesetze, die für alle Phänomene gelten, zurückführen und überall die Lebensprozesse in mechanischen Ausdrücken wiedergeben.

Biologie ist die Lehre vom Leben, und die erste Frage, die sie zu beantworten hat, lautet: Was ist Leben? Spencer hatte Leben schon zu Anfang der fünfziger Jahre im Anschluß an Schelling und Coleridge als „Koordination von Handlungen“ definiert. Er arbeitet diese Definition nun genauer aus, indem er auf eine wichtige Eigentümlichkeit der Lebenserscheinungen, die er früher übersehn hatte, Nachdruck legt. Das Lebendige unterscheidet sich vom Toten dadurch, daß es auf Veränderungen in der Umgebung deutlich und bestimmt reagiert. Dies berücksichtigend, lautet seine neue Definition des Lebens: „Leben ist die bestimmte Kombination heterogener Veränderungen, sowohl gleichzeitiger wie aufeinander folgender, in Übereinstimmung mit äußern Gleichzeitigkeiten und Folgen“ oder kürzer: „Leben ist die beständige Anpassung innrer an äußere Beziehungen“. In dieser Definition liegt zugleich ein Maßstab für den Entwicklungsgrad des Lebens, wie Spencer eingehnd nachweist. Das Leben ist um so höher entwickelt, je inniger die Übereinstimmung zwischen den innern und äußern Beziehungen ist. Es wird einerseits immer vielseitiger und dauernder und entspricht auf der andern

Seite immer zahlreicheren und verwickelteren äußern Beziehungen. Das vollkommenste Leben wäre natürlich das, worin zwischen äußern und innern Beziehungen vollkommene Übereinstimmung herrschte. Spencer hat übrigens in dem Kapitel „The Dynamic Element in Life“, das der 1899 erschienenen Ausgabe der Biologie neu beigegeben ist, beschränkend hinzugefügt, daß diese Definition zwar die normalen Lebensäußerungen deckt, dagegen nicht eine Reihe anormaler, und daß sie in Wirklichkeit nur eine Definition der Äußerungen oder Phänomene des Lebens ist, während das, was sich äußert, das Leben als Prinzip dieser Aktivitäten unbekannt und unerkennbar ist.

Nachdem Spencer so den Gegenstand der Biologie definiert hat, geht er daran, die bereits feststehnden biologischen Generalisationen auf jene allgemeinen Gesetze zurückzuführen, die für alle Veränderungen der Materie und Bewegung gelten. Wo ihm das gelingt, hat er in empirisch gewonnenen Wahrheiten den Charakter der Notwendigkeit nachgewiesen. Er erörtert so im einzelnen die Phänomene der Struktur, des Zellenlebens und der Zellenvermehrung, des Wachstums, der individuellen Entwicklung, der Funktionen, der Kräfteausgabe und des Kräfteersatzes, der Anpassung, der Individualität, der Erzeugung, der Vererbung, der Variierung, der Klassifikation und der Verteilung

Wir können hier Spencer nicht ins Einzelne folgen und wollen nur andeuten, daß er in den großen Abschnitten über morphologische und physiologische Entwicklung eine schon von Goethe geahnte Wahrheit im einzelnen begründet. Er zeigt, wie die organischen Formen auf mechanischem Weg erklärbar sind als das notwendige Ergebnis der Wechselwirkung zwischen den Individuen und der Außenwelt. Die biologische Entwicklung beginnt mit einem seiner Natur nach äußerst unbeständigen, homogenen Protoplasma; und Heterogenei-

tät oder Vielförmigkeit kommt dadurch zu stande, daß organische wie unorganische Massen ihre verschiedenen Teile notwendig der Art wie Stärke nach verschiedenen Kräften ausgesetzt haben. Morphologische wie physiologische Verschiedenheit ist die direkte Folge der Verschiedenheit in der Einwirkung äußerer Kräfte.

38. Näher eingehn möchte ich auf Spencers Stellung zu dem Problem, das für uns und wohl für alle Zeiten aufs engste mit dem Namen Darwins verknüpft ist — ich meine das Problem der Entstehung der Arten. Keine Frage der Biologie ist von größerem praktischen Interesse, und keine muß, je nachdem sie beantwortet wird, die ganze Lebensanschauung und Lebenshaltung tiefer beeinflussen. Die Frage gibt zugleich die Möglichkeit, Spencers Verhältnis zu Darwin ins rechte Licht zu setzen. Man hat Spencer gerade in dieser Beziehung sehr viel Unrecht getan. Man hat die Sache so dargestellt, als ob er nur ein Schüler Darwins sei — selbst ein Taine konnte sagen, Spencers Verdienst bestehe darin, Darwins Prinzipien auf die Phänomene der Natur und des Geistes auszudehnen — als ob es ohne Darwins „Abstammung der Arten“ nie eine „synthetische Philosophie“ gegeben hätte. Das ist natürlich grundfalsch. Mit Darwins großer Entdeckung, dem Prinzip der natürlichen Zuchtwahl, hat Spencer eine weite Lücke in seiner Philosophie ausgefüllt; in ihren Grundzügen wäre sie aber dieselbe, wenn die Welt auch nie von Darwin gehört hätte.

Spencer hat, wie wir bereits im zweiten Kapitel kurz andeuteten, schon sieben Jahre vor dem Erscheinen „der Abstammung der Arten“ in einem Aufsatz, betitelt „The Development Hypothesis“, entschieden zu dem dort behandelten Problem Stellung genommen. Sehn wir uns den Inhalt dieses interessanten Schriftchens nun etwas näher an.

Es stellt mit gewandter Dialektik die zwei einzig möglichen Theorien, die Schöpfungs- und die Entwicklungstheorie einander gegenüber. Wenn die Verteidiger der Schöpfungstheorie behaupten, daß wir in unserer Erfahrung kein solches Phänomen wie eine Verwandlung der Arten kennen, und daß deshalb die Annahme, sie finde statt, unphilosophisch sei, so entgegnet ihnen Spencer: abgesehn davon, daß diese Behauptung anfechtbar scheint, lehrt unsere ganze Erfahrung uns auch nicht so etwas kennen wie die Schöpfung einer Art. Wenn wir nun bedenken, daß es auf Erden ungefähr zehn Millionen Arten gegeben hat, so muß man doch fragen, ob es wahrscheinlicher ist, daß zehn Millionen verschiedener Schöpfungsakte sie hervorgebracht haben, oder daß sie ihren Ursprung einer natürlichen Entwicklung verdanken. Man könne den Prozeß dieser Schöpfung auf keine Weise im Denken vollziehn, ohne in Absurditäten zu geraten; er sei undenkbar, seine Anhänger glauben nur, daß sie glauben. Ganz anders stehe es mit der Entwicklungstheorie. Nicht nur lasse sie sich leicht als möglich begreifen; es sprechen auch viele Tatsachen für ihre Wirklichkeit. Daß Arten abändern, zeigt uns vor allem ein Blick auf die Kulturpflanzen, die Haustiere und die verschiedenen Menschenrassen. Hier zeigen nachweisbare Abkömmlinge derselben Stammeseltern oft größere Unterschiede als die, worauf sonst Arten gegründet werden. Für Abänderung spreche weiter die Schwierigkeit, zwischen Varietät, Art und Gattung eine feste Grenze zu ziehn. Auf sie deute die Tatsache der täglichen Änderungen in uns selbst, die durch gewohnheitmäßige Ausübung oder Vernachlässigung bestimmter Funktionen hervorgerufen werden. Auch die Embryologie zieht Spencer als Bundesgenossen heran und er weist auf das Prinzip einer allgemeinen Stufenfolge in der Natur hin. Alle diese Momente hat später auch Darwin als Beweise für die Ent-

wicklung der Arten angeführt. Wie kam sie nun zu stande?

Spencer glaubt in dem Wechsel der äußern Umstände die genügende Ursache für diese Abänderungen gefunden zu haben. Wenn Arten unter andere Lebensbedingungen gebracht werden, sehn wir sogleich gewisse Strukturveränderungen auftreten, die sie den neuen Bedingungen anpassen. Eine solche Veränderung der Lebensbedingungen ist aber beständig geschaffen worden durch die astronomischen, geologischen und meteorologischen Prozesse, deren Einfluß zwar nur langsam war, dafür aber auch Millionen Jahre ununterbrochen fortdauerte.

39. Dieser Essay zeigt uns also Spencer schon vollkommen von der Richtigkeit der Entwicklungstheorie überzeugt; aber er kam zu dieser Überzeugung mehr auf indirektem Weg. Sein Hauptbeweismittel ist die Absurdität und Undenkbarkeit der entgegengesetzten Hypothese. Ihrer Widerlegung, der Aufdeckung ihrer Schwächen ist beinahe der ganze Aufsatz gewidmet, und von dem wirklichen Vorgang der Entwicklung gibt er nur eine unbestimmte Skizze: er deutet nur allgemein an, daß er die Ursache der Entwicklung in dem Einwirken veränderter, äußerer Umstände findet.

Die Organismen haben sich entwickelt; das steht für uns bereits fest. Wie läßt sich nun diese Entwicklung näher charakterisieren? Worin besteht ihr Wesen? Das versucht Spencer in dem früher kurz erwähnten Aufsatz: „Progress, its Law and Cause", der im April 1857 erschien — man beachte die Jahreszahl! — an der Hand einer Parallele deutlich zu machen. Werfen wir nämlich einen Blick auf die Entwicklung eines individuellen Organismus, so stellt sich uns hier der Fortschritt, den der Organismus vom Keim bis zur vollen Ausbildung durchläuft, dar als eine Entwicklung aus

einer Gleichartigkeit zu einer Ungleichartigkeit der Struktur. Das nämliche Gesetz gilt für das Leben im allgemeinen, für die Gesamtheit seiner Offenbarungen. Auch das Gesamtleben entwickelt sich aus etwas Einfacherem zu etwas immer Verwickelterem. Die heutigen Tiere und Pflanzen sind ungleichartiger als die Flora und Fauna der Vergangenheit. Wir finden z. B. als die ersten Wirbeltiere die Fische: sie sind die homogensten Glieder der Vertebraten. Dann kommen Reptilien, Vögel und Säugetiere. Der größern Ungleichartigkeit ihrer Struktur entspricht die spätere Zeit ihres jeweiligen Auftretens. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei den Säugetieren im speziellen. Ihr niedrigster Typus — der der Beuteltiere — ist der älteste; der jüngste, der Mensch, ist das am höchsten entwickelte Wesen.

Scheint dagegen nicht die Mangelhaftigkeit der paläontologischen Urkunden zu sprechen, die uns nur wenige Anhaltspunkte liefern, um einen solchen Entwicklungsgang zu rekonstruieren? Spencer hat zur Widerlegung eines sich darauf stützenden Einwandes die Argumente Darwins bereits vorausgenommen. Zwei Drittel der Erde sind von Wasser bedeckt, ein großer Teil des Landes ist den Geologen unzugänglich oder noch nicht begangen; auch die bekanntesten Gegenden sind noch nicht gründlich genug erforscht. Die niedern organischen Formen sind sehr vergänglicher Natur, ebenso die sedimentären Schichten, in denen sie lagern. Vor allem kennen wir die frühsten organischen Formen nicht; denn die Schichten, die sie bergen müßten, haben durch die Tätigkeit des Feuers am allermeisten gelitten. Freilich, muß man zugeben, nur wenige Kapitel der biologischen Geschichte der Erde sind uns erhalten. Aber erwägt man alle diese feindlichen Umstände, rücken sie dann nicht in ein ganz anderes, bedeutungsvolleres Licht? Doch wohl, und es wird sich kaum bestreiten lassen, daß sie, alle Tatsachen zusammengenommen, zum wenigsten

beweisen, daß sich die heterogeneren Organismen jedenfalls erst in spätern geologischen Perioden entwickelt haben.

1852 hatte Spencer ganz im allgemeinen als Ursache für diese Abänderungen den Wechsel der äußern Umstände angeführt. Hier nun geht er auf sein Wesen näher ein und enthüllt ein zweites Gesetz von universeller Bedeutung, das seine Wirkungen ins Unermeßliche steigert. Es ist das im vorigen Kapitel näher erläuterte Gesetz von der Vervielfältigung der Wirkungen, das besagt, daß jede wirkende Kraft mehr als eine Veränderung, jede Ursache mehr als eine Wirkung hervorbringt. Wie es in der organischen Natur wirkt, erläutert Spencer an einem konkreten Beispiel. Stellen wir uns einmal vor, wie mannigfaltige Wirkungen auf Fauna und Flora ein einziges Ereignis wie eine Erdhebung hätte, die die Inseln des ostindischen Archipels untereinander und mit Australien zu einem Festland zusammenschmölze. Wo früher Sumpf und Wasser war, wäre jetzt Land; viele Sumpfpflanzen gingen unter. Tiere, die ausschließlich von ihnen lebten, folgten ihnen. Die Witterung und Temperatur änderten sich; wo früher ähnliche geographische Verhältnisse herrschten, wären jetzt verschiedene, und eine Art, die früher überall denselben Verhältnissen ausgesetzt war, stünde jetzt in ihren Teilen unter den verschiedensten Lebensbedingungen. Durch Meere von einander getrennte Floren und Faunen stoßen nun aufeinander. Pflanzenfressende Tiere sehn sich vielleicht plötzlich von Raubtieren verfolgt. Sie müssen andere Gewohnheiten annehmen, um sich zu verteidigen oder zu entfliehen. Solch neue Gewohnheiten, wenn sie herrschend werden, ändern ihrerseits die Struktur u. s. w.

Das Ergebnis wäre: statt tausend ursprünglicher Arten gäbe es verschiedene tausend Arten oder Varietäten, die sich abgeändert und den veränderten Umständen

angepaßt hätten. Allerdings wären nicht alle diese verschiedenen Varietäten, die die neuen physikalischen Bedingungen und die neuen Lebensgewohnheiten hervorgebracht haben, auch notwendig höher entwickelt. Wo die Lebensbedingungen einfacher würden, könnte sogar ein Rückschritt stattfinden, und in vielen Fällen bliebe der Grad der Heterogeneität derselbe. Wo aber äußere Umstände aufträten. die eine entwickeltere Erfahrung gäben und entwickeltere Handlungen verlangten, da würden sich auch allmählich differenziertere Organe bilden und höher entwickelte Wesen entstehn.

In zweierlei Beziehung finden wir in diesem Essay einen Fortschritt gegen 1852. Das wirkliche Stattfinden des Entwicklungsprozesses wird hier gegen den gefährlichsten Einwand, der erhoben werden kann, aufs geschickteste verteidigt. Darwin hat Spencers Argumenten hier nichts hinzuzufügen gehabt. Ferner gewinnt der Faktor der äußern Umstände ein detaillierteres, lebendigeres Aussehn. Wir erkennen, wie ursprünglich wenige äußere Veränderungen mit Notwendigkeit immer größere Komplikationen in den äußern Umständen hervorrufen.

40. Wie läßt es sich nun denken, daß die Organismen im stande sind, sich diesen immer komplizierteren äußern Umständen anzupassen? Welche innere Beschaffenheit der Organismen ermöglicht die Herstellung eines neuen Gleichgewichts zwischen innern und äußern Faktoren?

Darauf antwortet Spencer in einem zweiten Essay, betitelt „The Ultimate Laws of Physiology", der im gleichen Jahr, also auch zwei Jahre vor dem Erscheinen „der Abstammung der Arten" veröffentlicht wurde. Denken wir uns irgend eine gleichartige Masse von äußern Kräften beeinflußt, wird sie dann ihre Gleichartigkeit bewahren können? Offenbar nicht. Da

ihre einzelnen gleichartigen Teile vermöge ihrer verschiedenen Stellung zu den äußern Kräften diesen in verschiedener Weise ausgesetzt sind, werden sie von ihnen auch verschieden beeinflußt werden, und die Gleichartigkeit der ganzen Masse verschwindet. Dies trifft nun natürlich auch für eine hypothetisch völlig gleichartige organische Masse zu. Sie besitzt aber nicht nur diese normale Unbeständigkeit eines gleichartigen Aggregates, sondern auch die Einheiten, aus denen sie besteht, sind besonders durch ihre Unbeständigkeit charakterisiert. Die gegenseitigen Affinitätkräfte der wesentlichen organischen Elemente sind sehr schwach; sie sind daher außerordentlich empfindlich für Hitze, Licht, Elektrizität und die chemischen Wirkungen fremder Elemente, d. h. sie lassen sich besonders leicht durch einwirkende Kräfte modifizieren.

Wenn also so das labile Gleichgewicht der ursprünglich homogenen organischen Materie dadurch zerstört wird, daß ihre verschiedenen Einheiten den umgebenden Einflüssen in ungleicher Weise ausgesezt sind, so folgt daraus, daß sich die so verschieden beeinflußten Einheiten entweder auflösen werden, oder daß ihre Natur Modifikationen erleiden muß, die sie in stand setzen, in den veränderten Umständen zu leben. Solche funktionelle Anpassungen werden dann auf die Nachkommen vererbt und, wenn diese denselben Lebensbedingungen ausgesetzt bleiben, allmählich gesteigert, und so entstehn langsam immer differenziertere organische Typen.

41. Soweit war Spencer vor Darwins Auftreten gekommen. Daß sich alle heutigen Lebensformen allmählich auf natürlichem Weg aus frühern einfachern und einfachsten Lebensformen entwickelt haben, stand ihm völlig fest, und auch auf das W i e dieses Entwicklungsprozesses hatte er bereits Licht geworfen. Seine Kausalerklärung war nicht falsch, aber

unzureichend: sie übersah einen, und gerade den wichtigsten Faktor. Immer das Individuum als solches und nicht die Spezies als Ganzes im Auge behaltend, weiß sie wohl zu erklären, wie sich die Organismen allmählichen und langdauernden Veränderungen der Außenwelt anpassen können. Wie soll aber diese Anpassung vor sich gehn bei einer verhältnismäßig raschen, unvermittelten Veränderung der äußern Umstände? Indem sie das Hauptgewicht auf die eigene Tätigkeit, das spontane Entgegenwirken der Organismen auf veränderte äußere Reize legt, hat sie einen Faktor, der in der Entwicklung bereits höherstehnder organischer Wesen eine große Rolle spielt, klargelegt. Was ersetzt ihn aber bei den niedern und niedersten Organismen, wo von einem eigentlichen spontanen, willensartigen Entgegenwirken nicht die Rede sein kann, wo das ganze Leben den Charakter des rein Reflexmäßigen trägt? Sie beweist wohl, daß die ursprünglichen organischen Wesen sich verändern mußten. Aber es fehlt ihr noch ein erklärendes Prinzip dafür, daß diese Veränderung zugleich eine Höherentwicklung sein mußte. Zu alledem bedurfte es noch des Prinzipes, das aufgewiesen zu haben Darwins unsterbliches Verdienst ist. Daß Leben oder Sterben die Lebensfähigkeit oder -Unfähigkeit der betreffenden Wesen beweise, das war eine einleuchtende Tatsache. Und daß eben dieses Überleben des Lebensfähigen und das Ausgemerztwerden des Lebensunfähigen dafür sorgen, daß eine Art fortwährend ihren Lebensbedingungen angepaßt bleibt, das war Spencer nicht entgangen. Er verstand wohl jene einfachste und allgemeinste Wirkungsweise der natürlichen Zuchtwahl, die darin besteht, daß sie das Gleichgewicht zwischen der Konstitution einer Spezies und ihrer Umgebung aufrecht erhält. Daß aber die natürliche Zuchtwahl eine Art nicht nur auf der Höhe ihrer Entwicklung hält, sondern an das Auftreten spontaner Variationen

anknüpfend auch neue Stufen der Entwicklung erzeugen kann und muß, das hat erst Darwin gezeigt.

Spencer hat dieses große Verdienst Darwins sofort richtig gewürdigt. „Darwin, sagt er, verdanken wir die Entdeckung, daß die natürliche Zuchtwahl fähig ist, die Anpassung zwischen den Organismen und ihren Lebensbedingungen zu verursachen, und ihm gebührt ebenso das Verdienst, die enorm wichtigen Folgen, die sich daraus ergeben, richtig gewürdigt zu haben. Er hat eine ungeheure Menge von Tatsachen zu einem gewaltigen Bau von Beweisen dafür zusammengefügt, daß diese Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampf ums Dasein die stets wirksame Ursache der Verschiedenheit organischer Formen ist. Er hat die verwickelten Ergebnisse dieses Prozesses mit bewundernswertem Scharfblick verfolgt. Er hat gezeigt, wie ganze Massen anderweitig unerklärbarer Tatsachen auf diesem Weg ihre vollständige Erklärung finden. Kurz er hat gezeigt, daß die Ursache, die er annimmt, eine wahre Ursache ist, die wir täglich in Wirksamkeit sehn, und daß, was aus ihr folgt, in Übereinstimmung steht mit den Erscheinungen, die die organische Schöpfung als Ganzes sowohl wie in ihren Einzelheiten uns darbietet.“

42. So warm Spencer aber sofort die Bedeutung der Darwinschen Lehre würdigte, so willig er zugab, daß sie allein eine Reihe sonst unerklärbarer Tatsachen erkläre, so entschieden warnte er von Anfang an gegen die Neigung, nun alles und jedes der natürlichen Zuchtwahl zuzuschreiben und die andern Faktoren, die bei der Entstehung der Arten mitwirken, ganz außer acht zu lassen.

Das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl versagt nach Spencer vor allem in Fällen, wo wie bei einem Hirschgeweih, dem Kopf eines Büffels, dem Hals einer Giraffe u. s. w. eine harmonische Abänderung der verschiedenen

zu einer physiologischen Leistung zusammenwirkenden Teile angenommen werden muß. Sie müssen offenbar gleichzeitig variieren, da ein nur teilweises Variieren positiv schädlich wäre. So muß einem stärkern Muskel ein stärkerer Knochen entsprechen, der seiner Zusammenziehung Widerstand leisten kann, ebenso stärkere antagonistische Muskeln und Bänder, die die betreffenden Gelenke sichern. Er bedarf größerer Blutgefäße, die ihm Nahrung zuführen, eines stärkern Nerven, der ihm den Reiz übermittelt, und endlich irgend einer stärkern Entwicklung im Zentralnervensystem, die die Erzeugung dieses stärkern Reizes möglich macht. Kann man nun ein gleichzeitiges spontanes Variieren aller dieser annehmen, ohne den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit Hohn zu sprechen? Und doch muß es stattgefunden haben, wenn eine Erklärung durch „natürliche Zuchtwahl“ möglich sein soll. Spencer meint, solche und ähnliche Erscheinungen ließen sich ungezwungen auf anderm Weg erklären. Man habe nur im Auge zu behalten, daß veränderte Funktionen eine veränderte Struktur erzeugen — man denke an die Wirkungen eines erhöhten Gebrauchs oder fortgesetzten Nichtgebrauchs von Organen — und daß diese funktionell erzeugten Abänderungen der Struktur sich vererben, nicht etwa in dem Sinne, daß sich jede im Individuum funktionell hervorgerufene Abänderung nun sogleich und vollständig in seinen Nachkommen zeige, wohl aber so, daß in diesen dieselbe funktionelle Tätigkeit leichter eine entsprechende strukturelle Änderung hervorrufe, und daß sich, wenn dieser Prozeß für eine Reihe von Generationen fortdaure, seine Wirkungen anhäufen, bis sich zuletzt die strukturellen Modifikationen in den Jungen zeigen, bevor die Funktion, die sie ins Leben gerufen, in Tätigkeit getreten ist.

Eine noch allgemeinere und prinzipiellere Beschränkung der natürlichen Zuchtwahl als eines Er-

klärungsprinzips bedeutet es, wenn Spencer erklärt, sie könne da nur eine untergeordnete Rolle spielen, wo das Leben schon so verwickelt geworden sei, daß das Fortkommen nicht mehr durch eine beträchtliche Begabung mit einer einzigen Tätigkeit gesichert werden könne, sondern wo zahlreiche Tätigkeiten zusammenwirken müssen. Hier sei nicht mehr, wie im Leben der niedern Organismen, eine einzige Funktion von alles überragender Wichtigkeit, sondern viele Funktionen wirkten zur Erhaltung des Lebens zusammen und könnten ihre Mängel gegenseitig ausgleichen. Ein Glied der Art ragt vielleicht durch besondere Schnelligkeit hervor; dieser Vorzug gibt ihm aber keinen solchen Vorsprung vor andern, daß dadurch sein Überleben auf Kosten der andern gesichert würde. Sie mögen, was ihnen an Schnelligkeit abgeht, durch größere Kraft, schärfere Sinne oder andere lebenerhaltende Eigenschaften ersetzen. In solchen Fällen kann die natürliche Zuchtwahl besondere Vorzugeigenschaften nicht weiter ausbilden; denn die geschlechtliche Vermischung mit andern, gerade in diesem Punkte weniger ausgezeichneten Mitgliedern der Art, die aber dank andern Eigenschaften doch überleben, wird die in Frage stehnde Vorzugeigenschaft in den Nachkommen eher wieder schwächer auftreten lassen. Auch hier ist der direkten Anpassung durch Funktionsveränderung der Haupteinfluß zuzuschreiben.

43. In ihrer reifsten Form in den Prinzipien der Biologie trägt die Theorie, die sich Spencer von der Entstehung der Arten gebildet hat, etwa folgende Form:

Leben ist die fortwährende Anpassung innerer Beziehungen an äußere. Die Entwicklung muß also das Produkt zweier Faktoren sein, äußerer und innerer. Blieben die äußern Beziehungen ewig gleich und unverändert, dann läge auch keine Ursache vor,

warum sich die ihnen einmal angepaßten innern Beziehungen verändern sollten. Nun zeigt uns aber die Geschichte der Erde ein fortwährendes Stattfinden astronomischer, geologischer und meteorologischer Veränderungen. Alle diese Erscheinungen werden immer komplizierter und kombinieren sich in immer verwickeltern Weisen. Diese unorganischen Faktoren bilden eine endlose Reihe modifizierender Ursachen, denen die Organismen durch alle Zeit hindurch ausgesetzt sind. Ein weiterer äußerer Faktor sind die organischen Kräfte, die in der Umgebung jeder Art tätig sind. Tiere und Pflanzen stehn in einem so verwickelten Gewebe von Beziehungen zu einander, daß jede Modifikation, die eine Art erleidet, in einem gewissen Grade die Lebensbedingungen aller andern abändert.

Diesen äußern Faktoren müssen innere entsprechen. Wäre die organische Materie nicht im stande, ihre innern Beziehungen entsprechend einer Veränderung in den äußern zu ändern, so müßten die Umwandlungen in der Einwirkung der äußern Kräfte schließlich ihren Untergang herbeiführen. Hier zeigt nun ein Blick auf die Struktur der organischen Materie, daß sie aus so unbeständigen Molekülen zusammengesetzt ist, daß der geringste Wechsel in ihren Bedingungen ihr Gleichgewicht zerstört und sie veranlaßt, eine veränderte Struktur anzunehmen. Diese Zusammensetzung befähigt sie auch, die dauernden Neuverteilungen von Stoff und Bewegung in ihrer Struktur zu beantworten.

Wie stellt sich das Zusammenwirken dieser verschiedenen Faktoren dar? Wie findet diese Anpassung der innern an die veränderten äußern Beziehungen statt? Hier sind direkte und indirekte Ausgleichung zu unterscheiden. Wenn die Veränderungen so beschaffen sind, daß sie dauernd oder häufig auf die einzelnen Individuen einwirken, so erfolgen funktionelle Abänderungen in den Organismen, bis ein neues Gleichgewicht der

Funktionen und eine Anpassung der Struktur hergestellt sind. Wir haben dann eine direkte Ausgleichung, Eine Voraussetzung für diese Wiederausgleichungen in aufeinanderfolgenden Generationen ist natürlich, daß die neue äußere Einwirkung die Organismen nicht tötet oder schwer beschädigt.

Bei der indirekten Ausgleichung dagegen ist die Wiederanpassung das Ergebnis der Wirkungen, die auf die Art als Ganzes ausgeübt werden. Das Überleben der Passendsten, die in aufeinanderfolgenden Generationen stattfindende Erhaltung derer, die in ihrem Wesen den neuen Erfordernissen am besten genügen, erzeugt hier schließlich eine genügende Anpassung. Diese indirekte Ausgleichung überwog im Anfang des Entwicklungsprozesses. Die niedern Organismen haben nur in geringem Grade die Fähigkeit, ihre Funktionen veränderten äußern Umständen direkt anzupassen, und in ihrem Leben ist gewöhnlich eine einzige Funktion von so alle andern überragender Wichtigkeit, daß an sie die natürliche Zuchtwahl leicht anknüpfen kann. Später tritt die direkte Ausgleichung immer mehr in den Vordergrund. Die Organismen erlangen immer mehr das Vermögen, direkt auf Veränderungen in der Umgebung zu reagieren. Und je zahlreicher die höhern Fähigkeiten werden, und je mehr die Zahl der Organe zunimmt, die zu einer gegebenen Funktion zusammenwirken, desto unwirksamer wird das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl, das schließlich bei den Menschen nur noch die negative Wirkung hat, daß es die Allzuschwachen und Kranken ausmerzt.

Von Darwin weicht Spencer also in seiner ausgearbeiteten Deszendenztheorie nur darin ab, daß er dem Lamarckschen Faktor eine größere Bedeutung beilegt, als dieser unter dem überwältigenden Eindruck seiner genialen neuen Hypothese zu tun geneigt war.

Während er so mit dieser Nuance an der sozusagen orthodoxen Darwinschen Deszendenztheorie festhielt,

haben sich unter den jüngeren Biologen, die zwar alle die biologische Entwicklung als Tatsache anerkennen, bezüglich ihrer Ursachen zwei einander diametral entgegengesetzte extreme Richtungen herausgebildet. Die eine erkennt in der Vererbung funktionell hervorgebrachter Strukturänderungen den einzigen Faktor dieser Entwicklung, während die andere umgekehrt alles durch natürliche Zuchtwahl erklären will. Gegen beide Theorien und besonders gegen die zweite, die wichtigere, der die große Autorität des Prof. Weismann viele Anhänger geworben hat, wendete sich Spencer mit aller Energie. Die ganze Frage läuft schließlich auf ein bestimmtes Problem der Vererbungstheorie hinaus — nämlich die überaus folgenschwere Frage: sind funktionell erworbene Abänderungen der Struktur, d. h. erworbene Eigenschaften vererblich oder nicht? Prof. Weismann hat diese Frage, vornehmlich weil sie seiner bekannten Vererbungstheorie widerspricht, aufs entschiedenste verneint, und Spencer, dem ihre Verneinung die ganze Möglichkeit biologischer Entwicklung in Frage zu stellen schien, und der auf ihre Bejahung die wichtigsten psychologischen, ethischen und soziologischen Folgerungen stützte, hat sie ebenso positiv bejaht. Um diesen Punkt drehn sich seine drei gegen Weismann gerichteten Essays, sowie in der Neuausgabe der Biologie ein Teil des neuen Kapitels „Recent Criticisms and Hypotheses", in dem er besonders auch Professor Weismanns Theorie der negativen Auslese, genannt „Panmixie", zu demolieren sucht.

In der Neuausgabe der Biologie (1899) zeigt Spencer in dem Kapitel „Genesis, Heredity and Variation", wie in der Erklärung einer Reihe der Tatsachen der Vererbung alle bisher aufgestellten Vererbungstheorien, die Darwinsche „Pangenesistheorie", die Weismannsche Theorie der „Kontinuität des Keimplasmas", nicht we-

niger als seine eigene Theorie der „physiologischen Einheiten“ unrettbar zusammenbrechen. Und er kommt zu dem Schluß: „Wir müssen einfach zugeben, daß der wirkliche organisierende Prozeß das Begreifen übersteigt. Es genügt nicht, zu sagen: wir kennen ihn nicht; wir müssen sagen: wir können ihn nicht einmal begreifen.“ Und, meint er, das ist auch gar nicht erstaunlich; schon die gewöhnlichen Manifestationen des dynamischen Elements im Leben sind im letzten Grunde unbegreiflich, wie viel mehr muß das von jener erstaunlichen Manifestation gelten, die wir in der Erzeugung und Entfaltung eines neuen Organismus vor uns haben. „Wir können nicht mehr tun, als einen symbolischen Ausdruck für den Prozeß finden, um dadurch in stand gesetzt zu werden, seine Erscheinungen in der bequemsten Weise zu generalisieren.“ So geht es ja auf allen Gebieten der Wissenschaft: ihre Grundbegriffe sind immer nur „Symbole und nicht Erkenntnisse der Wirklichkeit“. Überall führt die Forschung zuletzt auf unlösbare Rätsel und gerade der wahre Mann der Wissenschaft sieht ihre Unlösbarkeit am besten ein. Auch in der Theorie der organischen Entwicklung ist Spencers letztes Wort eine Mahnung zur Bescheidenheit. Die organische Entwicklung ist ihm zwar eine unumstößliche Tatsache, aber er erkennt bereitwillig an, daß noch viele ihrer Probleme ungelöst und vielleicht unlösbar sind. Er führt einige an und schließt dann: „Wir sehn also, daß noch viel zu einem völligen Verstehn des Prozesses der organischen Entwicklung fehlt. Wir können nur vermuten, daß, wie die Menschen viele Rätselfragen erfunden haben, die unauflösbar scheinen, bis die Lösung gegeben wird, und manche Zauberkunststücke, die unmöglich erscheinen, bis die Art der Ausführung gezeigt wird, es so auch hier scheinbar unbegreifliche Resultate gibt, die doch durch natürliche Prozesse herbeigeführt sind. Oder sonst müssen wir

schließen: da das Leben selbst in seiner innersten Natur unbegreiflich ist, steckt wahrscheinlich auch in seinem innersten Wirken ein unbegreifliches Element.“

Demütige Bescheidenheit in der Anerkennung der wirklichen Schranken unseres Erkennens ist für die Spencersche Denkweise ebenso charakteristisch, wie unerschrockenster Fragemut auf dem Gebiet des Erkennbaren.

Die Prinzipien der Psychologie.

44. Die Psychologie zerfällt für Spencer in zwei scharf getrennte Teile, in subjektive und objektive Psychologie. Unter jener versteht er, was man sonst im allgemeinen mit dem Wort Psychologie meint — nämlich die auf innere Beobachtung gegründete Lehre von den Bewußtseinserscheinungen, ihren Eigentümlichkeiten und Beziehungen. Ihr Gegenstand — das Bewußtsein selbst — und ihre Methode — die innere Beobachtung — machen sie zu einer einzig dastehnden Wissenschaft, die von allen andern unabhängig ist und zu allen andern im Gegensatz steht. Sie verhält sich in der Tat zu ihnen wie das Subjekt zum Objekt. Anders die objektive Psychologie; sie betrachtet die psychischen Erscheinungen nicht an sich, sondern wie sie in den Handlungen von Tieren und Menschen zum Ausdruck kommen. Sie faßt sie auf als Unterabteilung der Lebensäußerungen im allgemeinen und tritt damit in enge Beziehung zur Biologie, mit der sie auch die Methode der äußern Beobachtung gemeinsam hat. Die Biologie hat das Leben als ein Anpassen des Innern an das Äußere definiert; als ihre Unterabteilung studiert die objektive Psychologie die geistigen Erscheinungen als Funktionen, durch die dieses Anpassen des Innern an das Äußere bewirkt wird.

Spencer beginnt die objektive Psychologie mit einer ausführlichen Darstellung dessen, was uns die Biologie

über den Bau und die Funktionen des Nervensystems lehrt, und knüpft daran unter dem Titel „Induktionen der Psychologie" eine Übersicht über die Wahrheiten, die bezüglich psychischer Phänomene bereits auf empirischem Weg festgestellt worden sind. Das Nervensystem ist ihm das Mittelglied, das ermöglicht, die psychologischen Erscheinungen als Teil jener beständigen Neuverteilung von Materie und Bewegung zu betrachten, die den Entwicklungsprozeß ausmacht; denn psychologische Phänomene und Nerventätigkeit sind ihm nur die innere und die äußere Seite einer und derselben Veränderung. Es ist unmöglich, das direkt zu beweisen. Die Hypothese stimmt aber mit allen Tatsachen der innern und äußern Beobachtung überein, und das genügt.

Die Substanz des Geistes, wenn wir darunter das verstehn, was unter allen Veränderungen des Bewußtseins fortdauert, und dessen Modifikationen alle diese Veränderungen sind, ist ihrem innersten Wesen nach für die Psychologie ebenso unerforschlich, wie die Natur der Materie für die Chemie. Wie der Chemiker aber danach strebt, alle Formen der Materie durch Umformung und Kombination weniger unauflöslicher Elemente zu erklären, so sucht der Psychologe die letzten Elemente, aus deren Kombinationen das Bewußtseinsleben sich aufbaut. Spencer stellt die Hypothese auf, daß es ein psychologisches Grundatom, eine Bewußtseinseinheit gibt, die, aufs verschiedenartigste kombiniert, alle Bewußtseinserscheinungen bilde; und er denkt sie sich als das subjektive Äquivalent dessen, was objektiv eine Nervenerschütterung ist. Er stützt diese Hypothese auf bekannte Untersuchungen des Professor Helmholtz. Wenn dieser nachgewiesen habe, daß die verschiedenen Empfindungen, die Töne heißen, aus einer gemeinsamen Einheit aufgebaut sind, so liege der Schluß sehr nahe, daß sich auch alle übrigen Empfindungen

aus eben solchen ursprünglichen Gefühlseinheiten zusammensetzen, und daß in größerer Einfachheit oder Kompliziertheit der Zusammensetzung die Quelle aller Verschiedenheiten der geistigen Phänomene liege.

Ich übergehe, was Spencer in den Induktionen der Psychologie über die tatsächlich beobachtete Zusammensetzung des Geistes, über die Relativität der Gefühle, ihre Wiederbelebbarkeit, ihre Associabilität u. s. w. sagt. Er summiert hier nur Wahrheiten, die die englische Associationspsychologie längst festgestellt hat; bemerkenswert ist dabei allerdings, wie geschickt er überall die Übereinstimmung nachzuweisen versteht, die zwischen diesen empirisch festgestellten Gesetzen und dem Aufbau sowie den Funktionen des Nervensystems besteht.

45. Den interessantesten Teil der objektiven Psychologie bildet die Entwicklungsgeschichte des geistigen Lebens. Wir sahen, daß das Leben aus einer „beständigen Anpassung innerer Beziehungen an äußere besteht“. Da nun, objektiv betrachtet, die geistigen Erscheinungen nur ein Teil der allgemeinen Lebenserscheinungen sind, so wird, objektiv betrachtet, die Entwicklung des Geistes nichts anderes sein, als die Entwicklung dieser Anpassungen. Spencer zeigt ausführlich, wie diese Anpassungen, die in den niedrigsten Organismen nur gering an Zahl, nur ganz einfach und direkt sind, mit jedem höhern Ausbildungsgrad der Lebewesen immer zahlreicher, ungleichartiger, verwickelter und bestimmter werden, und sich über immer weitere Gebiete im Raum und in der Zeit erstrecken. In den Organismen der niedrigsten Art, wie dem Hefepilz und den Gregarinen, besteht das Leben fast durchweg aus wenigen gleichförmigen und gleichzeitigen Prozessen, die den gleichzeitigen und gleichförmigen Prozessen des sie umgebenden Mediums angepaßt sind.

Die Anpassung ist hier direkt und gleichartig. Sie erreicht schon einen höhern Grad, wenn wir zu den Zoophyten kommen, die wenigstens auf gewisse allgemeine Veränderungen in ihrer Umgebung durch bestimmte innere Veränderungen reagieren können. Die Anpassung dehnt sich dann mit der Entwicklung der Sinnesorgane immer weiter im Raum aus. Die Entwicklung des Auges und des Ohres ermöglichen es, auf äußere Beziehungen zu reagieren, ohne daß direkte Berührung notwendig ist. Und schließlich schreitet die Entwicklung so weit vor, daß innere Beziehungen sogar solchen äußern angepaßt werden können, die für direkte Wahrnehmung viel zu weit entfernt sind. Die Brieftaube findet den Weg nach Hause, auch wenn man sie hunderte von Meilen wegführt. Ein Schiff, vom Kompaß und Chronometer geleitet, bringt dem Kaufmann in London Nachrichten, auf Grund deren er sein Verhalten Vorgängen bei den Antipoden anpassen kann u. s. w. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit der Zeit. Tiere und Wilde pflegen ihr Verhalten nur kurzen Zeiträumen anzupassen, während mit steigender Zivilisation immer längere Zeiträume in Berechnung gezogen werden. Die Zusammenhänge dehnen sich aber nicht nur in der Zeit und im Raum aus, sie werden zugleich immer spezialisierter, immer allgemeiner und verwickelter, wobei aber wohl zu beachten ist, daß diese verschiedenen Richtungen, in denen sich der Fortschritt in der Herstellung solcher Zusammenhänge, mit andern Worten die Entwicklung des Intellekts kundgibt, nur ebenso viele verschiedene Ansichten eines und desselben Prozesses sind.

Es gilt nun diesen fortschreitenden Zusammenhang zwischen innern und äußern Vorgängen in den Ausdrücken zu erklären, die gewöhnlich gebraucht werden, wenn man von geistigen Erscheinungen spricht. Das geschieht in der „speziellen Synthese“. Diese Ausdrücke,

als da sind Instinkt, Wahrnehmung, Vorstellung, Gedächtnis, Vernunft, Wille u. s. w. können für eine evolutionäre Psychologie offenbar nur mehr oder weniger oberflächliche Klassifikationen geistiger Erscheinungen darstellen. Denn die Intelligenz hat nach ihr nirgends scharfgeschiedene Abstufungen oder von einander unabhängige Vermögen. Sie ist ihrem Wesen nach immer eine Anpassung innerer an äußere Beziehungen, und wie in der Höherentwicklung dieser Anpassungen die äußern Beziehungen in unmerklichen Graden an Zahl, Kompliziertheit und Ungleichartigkeit zunehmen, so lassen sich auch keine bestimmten Grenzlinien zwischen den verschiedenen Graden der Intelligenz ziehn, die diese Ausdrücke bezeichnen.

Wir haben bisher die psychischen Tätigkeiten ganz allgemein als Lebenstätigkeiten aufgefaßt, die Frage ist nun, was unterscheidet sie von den übrigen Lebenstätigkeiten, die Gegenstand der Biologie sind? Was charakterisiert die Intelligenz? Die Antwort lautet: die psychischen Tätigkeiten differenzieren sich im Lauf ihrer Höherentwicklung immer schärfer von den rein physiologischen Lebenstätigkeiten dadurch, daß sie immer mehr einen reihenartigen Charakter annehmen. Diese reihenförmige Anordnung ist nie ganz vollkommen, nähert sich aber in den höchsten Verstandesprozessen, wie etwa dem bewußten Schließen, der Vollständigkeit. Den Hauptgegenstand der Psychologie bildet also eine Aufeinanderfolge von Veränderungen, und ihre Aufgabe muß sein, das Gesetz dieser Aufeinanderfolge zu bestimmen. Dieses Gesetz findet Spencer in dem Satz: „Die Lebhaftigkeit der Tendenz, die das Antecedens irgend einer psychischen Veränderung besitzt, von seinem Consequens gefolgt zu werden, ist stets proportional der Dauerhaftigkeit der Verbindung zwischen den von ihnen symbolisierten äußern Dingen“; woraus sich dann sogleich die wichtige allgemeine Wahrheit ergibt, „daß Beziehungen,

die in der Außenwelt absolut sind, auch in uns absolut erscheinen, daß Beziehungen, die in der Außenwelt wahrscheinlich sind, in uns ebenfalls wahrscheinlich sind, daß endlich Beziehungen, die in der Außenwelt ganz zufällig vorkommen, auch in uns zufällig oder willkürlich erscheinen.“ Dieses letzte Gesetz gibt das Gesetz der Intelligenz in abstracto, das Gesetz, das die Intelligenz mehr und mehr zu erfüllen vermag, je höher sie sich entwickelt; und das vorher genannte Gesetz gibt das Mittel, durch das sie sich dieser Erfüllung mehr und mehr nähert — es heißt „Erfahrung“. „Die innern Zusammenhänge passen sich den äußern Dauerverhältnissen an durch angehäufte Erfahrung solcher äußern Dauerverhältnisse“, wobei wir aber unter Erfahrung nicht bloß die individuelle Erfahrung, sondern auch die von unsern Vorfahren gemachten, auf uns vererbten und in uns organisierten Erfahrungen zu verstehn haben. Spencer geht dann auf die einzelnen Phasen der Ausbildung der Intelligenz, wie sie die Ausdrücke Reflextätigkeit, Instinkt, Gedächtnis, Vernunft, Gefühle und Wille bezeichnen, näher ein. Diese Kategorien bezeichnen alle nichts anderes als „ebensoviele mehr oder weniger besondere Erscheinungsformen des Zusammenhangs zwischen innern und äußern Vorgängen, der sich immer umfassender und vollkommener ausgestaltet durch stets mannigfaltigere und ausgedehntere Erfahrungen von solchen äußern Vorgängen.“

46. Die Reflextätigkeit ist die niedrigste Form psychischen Lebens und noch eng verwandt mit den rein physiologischen Lebensäußerungen. Es können deshalb mehrere Reflextätigkeiten gleichzeitig vorsichgehn, und sie sind von keinem Bewußtsein begleitet. Wenn die Reflextätigkeit zusammengesetzter wird, geht sie in den Instinkt über. Während bei der Reflextätigkeit auf einen einzelnen Eindruck eine einzelne Zusammenziehung

oder bei höher entwickelten Formen eine Kombination von Zusammenziehungen folgt, charakterisiert den Instinkt eine Kombination von Eindrücken, auf die eine Kombination von Zusammenziehungen folgt. Der Instinkt ist, wie die Intelligenz überhaupt, ein Geschöpf der Erfahrung, aber nicht der individuellen, sondern der Gattungserfahrung. Je häufiger psychische Zustände in bestimmter Reihenfolge auftreten, desto lebhafter wird ihre Tendenz, in dieser Reihenfolge zusammenhängen, bis sie schließlich untrennbar werden — auf einen bestimmten Eindruck folgt immer eine bestimmte Bewegung. Nehmen wir nun an, daß diese Tendenz sich vererbt, so daß, wenn die Erfahrungen dieselben bleiben, jede folgende Generation der nächsten eine etwas gesteigerte Tendenz überliefert, so können wir verstehn, wie sich allmählich ein automatischer Zusammenhang von Nerventätigkeiten bilden kann, der den fortwährend erfahrenen äußern Beziehungen genau entsprechen muß. Der automatische Charakter des Instinkts wird immer ausgebildeter, je häufiger und konstanter die Erfahrungen sind, auf die er sich gründet. Je komplizierter deshalb ein Instinkt wird, desto mehr muß er seinen automatischen Charakter verlieren. Denn ein komplizierter Instinkt entspricht Erscheinungen, die weniger häufig und mehr kompliziert sind, und von denen daher die Erfahrungen nie so zahlreich sein können wie die von einfachen Erscheinungen. Wenn die Aufeinanderfolge der psychischen Zustände infolge der Kompliziertheit ihres Zusammenhangs unvollkommen automatisch wird, tritt das Gedächtnis ins Dasein. Es kann wieder in den Instinkt übergehn, wenn jene Zusammenhänge zwischen den psychischen Zuständen, die wir im Gedächtnis bilden, durch fortwährende Wiederholung automatisch werden. Wie das Gedächtnis, so geht auch die Vernunft aus dem Instinkt hervor. Zwischen beiden läßt sich keine bestimmte Grenze ziehn. Das ursprüng-

liche Schließen ist ganz instinktiv. Wenn zwei Phänomene in der Erfahrung mit einander verknüpft waren, und eines tritt später wieder auf, so erwarten wir unwillkürlich das Auftreten des zweiten. Wir schließen zuerst immer vom Einzelnen aufs Einzelne, und der Übergang zu den höhern Schlußarten ist ein ganz allmählicher, wie die Beobachtung der geistigen Entwicklung eines Kindes sofort zeigt. Auf der andern Seite gehn auch Vernunftschlüsse durch beständige Wiederholung in instinktmäßige Schlüsse und organische Intuitionen über.

47. Auch die Gefühle und der Wille gehn ganz allmählich aus den niedern Formen der psychischen Tätigkeit hervor und ganz auf demselben Weg, der zum Gedächtnis und zur Vernunft führt. Die Gefühle begleiten überall die Erkenntnisakte und entstehn wie diese, wo das Handeln aufhört, völlig automatisch vor sich zu gehn. Auch der Wille kommt eben da zur Erscheinung, wo eine automatische Tätigkeit wegen zunehmender Kompliziertheit unmöglich wird. Die unwillkürliche Handlung unterscheidet sich von der willkürlichen dadurch, daß sie ohne vorhergehndes Bewußtsein der auszuführenden Handlung vor sich geht. Wenn die psychischen Veränderungen, die Eindruck und Handlung begleiten, komplizierter werden, wird der Zusammenhang zwischen beiden gelockert. Die Tätigkeit folgt der Aufnahme des Eindrucks nicht sofort; die entsprechenden motorischen Veränderungen tauchen nur auf, werden aber am Übergang in unmittelbare Tätigkeit durch den Gegensatz zu gewissen andern gleichfalls auftauchenden motorischen Veränderungen gehindert, die einem naheverwandten Eindruck entsprechen. Es tritt damit ein Widerstreit zwischen zwei Gruppen idealmotorischer Veränderungen ein, die beide danach streben, real zu werden, und von denen zuletzt eine real wird.

Auf der andern Seite gehn willkürliche Handlungen durch häufige Wiederholung wieder in automatische über. Eine Freiheit des Willens, wenn man darunter versteht, daß jeder nach Belieben wollen oder nicht wollen kann, gibt es nicht. Alle Tätigkeiten jeder Art sind durch die psychischen Zusammenhänge bestimmt, die die Erfahrung erzeugt hat, und zwar die individuelle Erfahrung plus der in der Konstitution von den Vorfahren ererbten Erfahrung. Der Wille ist nichts anderes als das im Augenblick vorherrschende Gefühl.

Spencer schließt die objektive Psychologie mit einem Kapitel, betitelt „Physische Synthese", worin er die geistige Entwicklung anknüpft an die Entwicklung im allgemeinen, betrachtet als physikalischen Prozeß. Was sich subjektiv als Bewußtseinserscheinungen darstellt, besteht objektiv aus Nervenveränderungen. Und die Entwicklung des Nervensystems läßt sich erklären in Ausdrücken der Neuverteilung von Stoff und Bewegung und zwar durch Heranziehung von zwei Gesetzen, die aus dem Fortbestehn der Kraft folgen. Sie lauten: „Die Bewegung folgt stets der Linie der stärksten Anziehung oder des geringsten Widerstandes oder der Resultante aus beiden", und „eine entlang einer bestimmten Linie einmal hervorgerufene Bewegung wird stets wieder zur Ursache einer spätern Bewegung entlang dieser Linie".

48. Haben die Synthesen der objektiven Psychologie das Wachstum des Geistes dargestellt, wie er sich allmählich vom physischen Leben lostrennt und sich dann durch beständige Übergänge, aber seinem Wesen nach immer gleich, zu der wunderbar hohen Stufe entwickelt, die er bei den höchsten Wesen erreicht, so beginnt andererseits die Analyse der subjektiven Psychologie mit den höchsten Erscheinungen der Intelligenz und löst sie schrittweise in immer einfachere und einfachste Elemente auf, bis schließlich in allen Erscheinungen des

geistigen Lebens eine „Einheit der Zusammensetzung“ nachgewiesen ist, und damit die subjektive Psychologie das Ergebnis bestätigt hat, zu dem die objektive gelangt ist. Spencer zeigt, wie sich die verwickelten Vorgänge des bewußten Schließens — das die höchste Verstandestätigkeit bildet — in Intuitionen der Gleichheit und Ungleichheit zwischen mehr oder weniger verwickelten Gliedern auflösen lassen, und wie wir überall wieder auf solche Intuitionen der Gleichheit und Ungleichheit stoßen, wenn wir vom Schließen zum Erkennen, zum Klassifizieren, ja zum einfachen Wahrnehmen herabsteigen. Ohne sie ist Leben überhaupt unmöglich; auch die allerniedrigsten Lebewesen müssen ein Vermögen besitzen, durch das Eindrücke als solche von dieser oder jener Art unterschieden werden. Sie müssen imstande sein, je nach der Natur des einwirkenden Reizes so oder so zu handeln, und dazu bedarf es der Fähigkeit, Unterschiede und Ähnlichkeiten abzuschätzen. Sie wird hier allerdings ganz automatisch wirken, und es braucht dabei nicht entfernt zu Etwas zu kommen, das dem ähnlich wäre, was wir als Bewußtsein von äußern Unterschieden und Ähnlichkeiten kennen. „Offenbar herrscht aber durchweg und überall dasselbe Gesetz. Gehn wir selbst dem höchsten Schließen bis auf den Grund, so zeigt sich, daß es ein und dasselbe ist, wie alle niedrigern Formen des menschlichen Denkens, ja ein und dasselbe mit dem Instinkt und der Reflextätigkeit selbst in ihren einfachsten Formen. Der universelle Vorgang der Verstandestätigkeit ist die Assimilation von Eindrücken. Und die Unterschiede, die in den aufsteigenden Stufen des Verstandes hervortreten, sind nur eine Folge der zunehmenden Kompliziertheit der assimilierten Eindrücke“. Jede geistige Tätigkeit läßt sich zuletzt — und das erscheint Spencer als die allgemeinste Definition — als eine beständige Differenzierung und Integrierung von Bewußtseinszuständen definieren. Das

Entstehn und die Fortdauer des Bewußtseins setzen das beständige Auftreten von Unterschieden in seinen Zuständen voraus, d. h. es muß eine beständige Differenzierung seiner Zustände stattfinden; und damit dann jeder Zustand erkannt wird, muß er mit bestehnden frühern Zuständen in eins zusammenfließen, d. h. er muß mit ihnen integriert werden. „Um Material zum Denken zu haben, muß das Bewußtsein in jedem Augenblick eine Differenzierung seines Zustandes erfahren. Und damit der hieraus entspringende neue Zustand ein Gedanke werde, muß er der Integration mit früher erfahrenen Zuständen unterliegen. Dieses unablässige Abwechseln bildet das charakteristische Merkmal für jegliches Bewußtsein vom allerniedrigsten bis hinauf zum höchsten".

49. Spencers Analysen im einzelnen zu folgen, müssen wir uns hier versagen. Sie sind so verwickelter Natur, daß eine Zusammenfassung in wenige Sätze doch ganz unverständlich bliebe. Wir wollen lieber auf seine Lehre vom Wesen der Erkenntnis, die den zweiten Hauptteil der subjektiven Psychologie bildet, noch etwas näher eingehn. Spencer hatte bisher überall die Koexistenz und das Zusammenwirken von Subjekt und Objekt vorausgesetzt, und es galt nun, diese Voraussetzung zu rechtfertigen. Er gründet die Verteidigung seines „aufgeklärten Realismus", wie er ihn im Gegensatz zum rohen Realismus der gemeinen Auffassung nennt, und wie er ihm die notwendige Grundlage der ganzen Entwicklungslehre abgibt, auf einen indirekten und einen direkten Beweis; d. h. er rechtfertigt ihn positiv durch eine Prüfung seiner psychologischen Natur und Entstehung und sucht zu seiner indirekten Rechtfertigung zu zeigen, daß der Beweisgang, auf den sich der Idealismus und Skeptizismus stützen, logisch nicht dieselbe Autorität für sich hat wie der des Realismus.

Nach Spencer ist die Annahme einer objektiven

Existenz einfach ein notwendiges Erzeugnis des nach seinen eignen Gesetzen tätigen Bewußtseins und besitzt deshalb eine Autorität, die durch keine Vernunftschlüsse erschüttert werden kann. Prüfen wir die Auseinandersetzungen, wodurch die Antirealisten den Glauben an eine Außenwelt zu erschüttern suchen, etwas näher, so finden wir, daß schon ihre Worte und Schlüsse überall eben jene Beziehung von Subjekt und Objekt voraussetzen, die sie zu widerlegen versuchen. Der Antirealismus beruht wirklich auf drei ganz unmöglichen Postulaten. Er muß annehmen, 1. daß eine Vorstellung, die primär und selbständig ist, was der des Realismus nicht abgestritten werden kann, durch Vorstellungen aufgehoben werden kann, die gleich denen des Antirealismus sekundärer Natur und selbst von jener abhängig sind; 2. daß, wenn ein geistiger Akt einfach und isoliert ist wie der der Annahme einer Realität außerhalb des Bewußtseins, ein anderer dagegen aus zahlreichen Akten zusammengesetzt ist — die zahlreichen Schlüsse, mit denen die Nicht-Realität von Etwas außerhalb des Bewußtseins bewiesen wird, die eben im besten Fall, jeder für sich, nur ebenso einfach sind — daß dann dem isolierten und einfachen Akt eine größere Zweifelhaftigkeit anklebe als der ganzen Reihe solcher Akte; und 3. daß, wenn zwischen Aussprüchen des Bewußtseins, die einerseits in lebhaften, andrerseits in schwachen Zuständen gegeben sind, ein Widerspruch besteht, der in schwachen Zuständen ausgedrückte Ausspruch vorzugsweise und in erster Linie angenommen werden müsse.

Ein Denken, das solch unmögliche Annahmen einschließt, muß von einem fundamentalen Irrtum durchdrungen sein, und er beruht nach Spencer darauf, daß die Metaphysiker ihre Untersuchungen beginnen, ohne sich zuerst über einen Prüfstein der Gewißheit zu einigen. Die Suche nach einem solchen „Testimony of Truth“ führt Spencer dazu, zu der vielumstrittenen

Frage, die den Empirismus und den Apriorismus trennt, Stellung zu nehmen.

50. Auch in Großbritannien hatte die Lehre Kants von der Apriorität gewisser Urteile und der Notwendigkeit und Allgemeinheit als ihrem Merkmal viele Anhänger gefunden, so besonders in der schottischen Schule bei Hamilton, Mansel und andern. Gegen sie waren dann der Astronom Herschel und John Stuart Mill in die Schranken getreten, beide Vertreter eines strengen Empirismus, der in jeder Anerkennung apriorischer Bestandteile im menschlichen Geist Mystizismus und Scholastik wittert. In diesen Streit greift unser Philosoph in vermittelnder Weise ein.

Da die Frage dahin geht, ob der eigentümliche Charakter von Notwendigkeit, der gewissen Urteilen eigen ist, nur psychologisch zu erklären ist und keine erkenntnis-theoretische Bedeutung hat, so wollen wir zuerst einmal zusehn, was denn eigentlich der gemeinsame Charakter aller dieser als notwendig wahr erkannten Urteile ist. In jedem Urteil — und nur in solchen vollzieht sich das Denken — haben wir eine Verknüpfung von zwei geistigen Zuständen. Sehn wir nun einmal von allem ab außer diesen Bewußtseinszuständen und ihrer Verknüpfung, fragen wir nicht, woher sie stammen, was ihrer Verknüpfung jenseits des Bewußtseins entspricht, so finden wir sogleich die merklichsten Unterschiede in dem Stärkegrad dieser Verknüpfung. Sie ist in dem einen Urteil zufällig und aufs leichteste trennbar. „Der Tisch ist rund“, dafür können wir ebensoleicht sagen „der Tisch ist viereckig, oval u. s. w.“ Es fällt uns nicht ein zu sagen, „der Tisch ist notwendig rund“. Viel inniger ist die Verknüpfung von Subjekt und Prädikat bei einer andern Reihe von Urteilen, für die das Beispiel „Eis ist kalt“ stehn mag. Hier kann uns die Verbindung auf den ersten Blick leicht untrennbar scheinen,

und erst wenn wir versuchen, sie als notwendig zu begreifen, finden wir, daß doch eine Scheidung möglich ist. Nun gibt es aber drittens eine Reihe von Urteilen, bei denen die Trennung der verknüpften Bewußtseinszustände in der Tat unmöglich ist. Solche unauflöslichen Zusammenhänge nennen wir Denknotwendigkeiten. Sie regieren unser Denken; wir können sie nicht loswerden und haben sie deshalb einfach anzuerkennen. Die Ansicht, die in den Köpfen vieler Metaphysiker spukt, als ob etwa ein Schlußverfahren eine höhere Gewißheit geben könnte, als sich in diesen notwendigen Urteilen ausdrückt, ist ganz verkehrt. Das Schließen ist ja nichts anderes als die Herstellung einer zusammenhängenden Reihe von Bewußtseinszuständen; es ist eben eine Prüfung der Stärke der Zusammenhänge im Urteil, und das Urteil wird angenommen, dessen Zusammenhänge sich stärker erweisen als die des gegenüberstehnden Urteils. Das Schließen selbst geht nur vor sich durch Annahme unzerreißbarer Zusammenhänge.

Um aber zu prüfen, ob die Verknüpfung zwischen Subjekt und Prädikat in einem Urteil unabänderlich ist, bleibt uns bloß die Möglichkeit zu versuchen, uns die Negation dieses Urteils vorzustellen. Gelingt uns das nicht, so ist damit der Beweis erbracht, daß die Verknüpfung unlöslich ist. Unvorstellbarkeit der Negation ist also der Prüfstein der Wahrheit, das charakteristische Merkmal jeder höchsten Erkenntnis.

51. Spencer hat dieses Wahrheitskriterium besonders gegen John Stuart Mill sehr ausführlich verteidigt und diese Verteidigung in eine sehr treffende Kritik des ganzen „reinen Empirismus“ ausgedehnt. Der Empirismus, meint Spencer, will ohne einen obersten Prüfstein der Wahrheit auskommen. Er will nichts anerkennen, als was bewiesen werden kann, und behauptet, nicht

allein die abgeleiteten Wahrheiten beweisen zu können, sondern auch die, die ihnen als Grundlage dienen. Seine Weigerung, irgend eine unbewiesene Wahrheit als Grundlage seiner Behauptungen anzunehmen, hat aber zur Folge, daß die Gesamtheit seiner Sätze ohne Grundlage ist. Das folgt aus dem ganzen Prozeß des Beweisens; denn einen Satz beweisen, heißt nichts anderes, als ihn einer bereits als Wahrheiten erkannten Gruppe von Sätzen assimilieren. Wird dieser Prozeß als endlos angenommen, so kann überhaupt nichts bewiesen werden; hat er aber ein Ende, so gelangt man eben zu einem allgemeinsten und weitesten Satz, der nicht durch den Nachweis, daß er von einem noch weitern umfaßt wird, gerechtfertigt werden kann.

Der Empirismus beruht nach Spencer einfach auf einer Petitio Principii. Er behauptet, die notwendigen Wahrheiten so gut wie alle andern erklären zu können, ohne irgend eine Wahrheit als notwendig vorauszusetzen. Er fühlt sich dann besonders stark in der Aufzählung aller möglichen Beispiele, die zeigen, wie nach den Gesetzen der Associationspsychologie gewisse Verknüpfungen von Bewußtseinszuständen unauflöslich, d. h. notwendig werden müssen. Gut, nun entsteht aber die Schwierigkeit, daß diese ganze Analyse doch eine Wahrheit als feststehnd voraussetzt. Erfahrung ist das Losungswort des Empirismus, aber Erfahrung von Was? Nur durch die Annahme von Etwas jenseits des Bewußtseins, das die Bewußtseinszustände hervorbringt, gelingt ihm seine Analyse. Dieses Postulat einer äußern Welt aber kann der Empirismus weder beweisen noch widerlegen. Es bleiben ihm nur zwei Möglichkeiten: entweder hält er diesen Glauben für notwendig und gibt damit seine Theorie auf, oder er hält ihn für nicht notwendig, und dann ist das ganze Gebäude seiner Beweisführung ohne Grundlage.

Wenn aber Spencer so mit dem Apriorismus in der Denknotwendigkeit einen Prüfstein der Wahrheit sieht, der die höchste mögliche Gewißheit gibt, so gibt er schließlich dem Empirismus doch darin Recht, daß die äußern Zusammenhänge alle innern hervorbringen, mit andern Worten: daß alle Erkenntnis aus der Erfahrung stammt. Der Empirismus macht nur den Fehler, daß er unter Erfahrung immer nur die des einzelnen Individuums versteht und aus ihr jenen Charakter der Notwendigkeit erklären will, der sich aus ihr, wie der Apriorismus mit Recht behauptet, schlechthin nicht erklären läßt. Das Individuum fängt nicht von vornen an; sein Geist ist nicht eine unbeschriebene Tafel. Es hat einen Verstand, der sich, objektiv betrachtet, als Gehirn darstellt, ein Vermögen, Erfahrung anzuordnen, und dieses Vermögen ist nichts anderes als die organisierte Erfahrung unzähliger früherer Generationen. Entsprechend den absoluten äußern Beziehungen haben sich im Bau des Nervensystems allmählich absolute innere Beziehungen hergestellt, Beziehungen, die potentiell schon vor der Geburt in Gestalt bestimmter Nervenverbindungen vorhanden sind, die jeder individuellen Erfahrung vorausgehn, von ihr unabhängig sind und sich in den ersten Erkenntnisakten automatisch enthüllen. Diese vorausbestimmten innern Beziehungen sind aber selbst durch die Erfahrung vorausgegangener Organismen bestimmt. Das Nervensystem und das menschliche Gehirn sind gleichsam das organisierte Register aller der unendlich zahlreichen Erfahrungen, die während der Entwicklung des Lebens gemacht wurden. Wir kommen zu einer Versöhnung zwischen Empirismus und Apriorismus, wenn wir daran festhalten, „daß die Grundtatsachen des Verstandes für das Individuum apriorisch, für die ganze Reihe von Einzelwesen dagegen, worin es nur das letzte Glied bildet, aposteriorisch sind“.

Spencer schließt die Prinzipien der Psychologie mit einer Skizze, die die Entwicklung der Geistestätigkeiten und Gefühle schildert, durch die die Menschen befähigt sind, als Glieder einer Gesellschaft zusammenzuwirken. Er gewinnt damit den Übergang zur Soziologie und Ethik, denen wir das letzte Kapitel widmen wollen.

Viertes Kapitel.

Soziologie und Ethik.

Die Prinzipien der Soziologie.

52. Wir kommen in diesem letzten Kapitel zu dem Teil der Spencerschen Philosophie, dessen Ergebnisse mehr, als die der frühern, für das Gebiet des Handelns und Wollens von unmittelbarer Bedeutung sind, und dem eben deshalb von Anfang an ein größeres Interesse und, wie das Hand in Hand geht, auch schärfere Angriffe zu teil geworden sind. Das Entwicklungsgesetz ist für Spencer ein Weltgesetz, das auch für die „moralische" Welt gilt und nicht nur, wie z. B. Kant wollte, allein für die „physische". Dieselben Ursachen und Gesetze, die das Werden des Kosmos erklären, geben auch den Schlüssel für ein Verständnis der Entwicklung der Menschheit. Zwischen ihr und der kosmisch-biologischen Entwicklung besteht keine unüberbrückbare Kluft; sie ist vielmehr nur das höchste und verwickeltste Ergebnis der organischen und physischen Entwicklung.

Die Entwicklung dessen, was man unter dem Namen geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit zusammenfassen kann — Spencer nennt sie superorganische Entwicklung — schildern die drei Bände der „Prinzipien der Soziologie". Da nun nach dieser Auffassung der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft und ihrer Einrichtungen das naturnotwendige Ergebnis ihrer früheren Zustände ist, so stellt er sich zugleich dar als die Bedingung der nächsten und aller künftigen. Und

indem Spencer die bisherige Entwicklung der Menschheit als einen allmählichen Prozeß der Selbstanpassung an ihre Lebensbedingungen schildert, gewinnt er die Möglichkeit, einen Zustand vorauszunehmen, in dem diese Selbstanpassung vollendet ist. Hier setzt dann die Ethik an. Sie schildert als „absolute Ethik“ das moralische Gesetz, wie es für diese vollkommene Gesellschaft gelten würde, indem sie es aus den Bedingungen, unter denen diese höchste Entwicklung der menschlichen Natur allein möglich ist, ableitet. Ergänzt wird sie durch eine „relative Ethik“, die darauf Rücksicht nimmt, daß dieser ideale Zustand noch nicht erreicht ist, und deshalb nicht von dem Absolutmoralischen, sondern von dem Relativ-moralischen handelt. Eben darum spielt auch in der Theorie vom rechten Handeln, die die zwei Bände „der Prinzipien der Ethik“ darstellen, der entwicklungsgeschichtliche Standpunkt eine ausschlaggebende Rolle.

Da Spencer selbst in der Ethik, in der die Philosophie der Entwicklung ihre Anwendung aufs praktische Leben findet, und die versucht, für die Prinzipien des rechten Handelns eine feste wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen, den Höhepunkt und das Ziel seiner ganzen Philosophie sieht, so will ich ihr den größten Teil des mir noch zur Verfügung stehnden Raumes widmen und mich der Soziologie gegenüber auf Andeutung einiger leitenden Gesichtspunkte beschränken.

Die Welt geschichtlich-gesellschaftlicher Tatsachen ist so ungemein verwickelt, es wirken hier so viele Ursachen zusammen und einander entgegen, daß nirgends die Gefahr übereilter Verallgemeinerung und oberflächlicher Abstraktion so nahe liegt wie hier. Spencer ist dieser Gefahr, an der so viele seiner Vorgänger auf diesem Gebiet gescheitert sind, keineswegs ganz entgangen. Neben manchem Verzerrten oder besser Einseitigen enthält aber gerade seine Soziologie eine

Menge höchst geistreicher Einzelbetrachtungen und fruchtbringender Gedanken, und jedenfalls hat er seinen Grundgedanken, daß nämlich die Gesellschaft mit allen ihren Einrichtungen etwas organisch Gewachsenes und nicht etwas Fabriziertes, ein lebendiger Organismus und nicht ein toter Mechanismus ist, glänzend gerechtfertigt. Spencer war sich der Gefahren, die dem Forscher, der nach „Prinzipien“ sucht, gerade auf diesem Gebiet drohen, wohl bewußt und hat sich durch zwei vorbereitende Arbeiten für seine Aufgabe gerüstet. In einem Buch, das im Jahr 1873 unter dem Titel „The Study of Sociology“ erschien, hat er die Vorfrage, ob eine Soziologie in seinem Sinn überhaupt möglich sei, welches ihre Ziele, Aufgaben und Methoden sein müssen, und welche teils subjektive, teils objektive Schwierigkeiten sie zu überwinden habe, genau untersucht. Und in dem großangelegten Sammelwerk der „Descriptive Soziology“ hat er eine Schwierigkeit, die bisher einer wissenschaftlichen Behandlung soziologischer Fragen sehr im Wege stand, das Fehlen einer genügenden induktiven Basis, aus der die Gesetze der sozialen Entwicklung deduziert werden könnten, zu heben gesucht, indem er anthropologisches Material in größter Fülle zusammentrug und aufs übersichtlichste ordnete.

Als Quintessenz dieser Vorarbeit kann man den ersten Abschnitt der Soziologie, die sogenannten „Data der Soziologie“ bezeichnen. Hier schildert Spencer die „Faktoren der sozialen Phänomene“, zuerst kurz — da es sich dabei um ein genügend aufgeklärtes Gebiet handelt — die äußern — nämlich das ganze Milieu, einschließlich Klima, Bodenbeschaffenheit, Fauna und Flora — und dann ausführlich die innern, d. h. die körperlichen, gemütlichen und geistigen Merkmale des primitiven Menschen, mit dem die Entwicklung anhebt. Es handelt sich dabei aber nicht etwa um ein Phantasiegemälde à la Rousseau, sondern um wissenschaftlich

durchaus berechtigte Analogieschlüsse aus Tatsachen, die uns die Geschichte primitiver Kulturen und die Beobachtung heute lebender wilder Völkerstämme geliefert haben. Besonderes Interesse bietet seine Schilderung der Weltanschauung der primitiven Menschen, wie sie eine notwendige Folge gewisser Mängel seines Intellekts war. Er zeigt hier insbesondere sehr geschickt, wie der Urmensch durch rohe, aber vernünftige Schlüsse aus Erscheinungen wie Schatten, Schlaf, Krankheit, Tod, Epilepsie u. s. w. zu seiner Seelen-, Geister-, und Dämonen-Theorie kommen mußte, und wie in einer auf sie gegründeten animistischen Auslegung der Natur und des nähern im Glauben an das Fortleben der abgeschiedenen Seelen der Vorfahren der Ursprung alles Götterglaubens liegen mag. Der allgemeinste Schluß, zu dem er schließlich kommt, ist der, daß in der „Furcht vor den Lebenden die Wurzel aller politischen Kontrolle, in der Furcht vor den Toten die aller religiösen Kontrolle liegt“.

53. In dem nächsten Abschnitt, den „Induktionen der Soziologie“ entwickelt Spencer dann eingehnd die Analogien, die zwischen dem gesellschaftlichen und dem individuellen Organismus bestehn, und illustriert an ihrer Hand die Wahrheit, daß die soziale Entwicklung nur ein Teil des allgemeinen Weltprozesses der Entwicklung ist, mit dem sie in allen ihren charakteristischen Zügen übereinstimmt. In vier Hauptpunkten scheinen ihm Gesellschaften mit individuellen Organismen übereinzustimmen.

1. Mit kleinen Ansammlungen beginnend nehmen sie unmerklich an Masse zu, so daß einige schließlich zum Tausendfachen dessen werden, was sie ursprünglich waren.

2. Während ihre Struktur anfangs so einfach ist, daß sie beinahe strukturlos erscheinen, zeigen sie im

Lauf ihres Wachstums eine beständig zunehmende Komplexität der Struktur.

3. Während in ihrem ursprünglichen, unentwickelten Zustand kaum eine gegenseitige Abhängigkeit der Teile besteht, wächst sie schrittweise, bis sie schließlich so groß wird, daß Tätigkeit und Leben jedes Teiles durch die Tätigkeit und das Leben der übrigen bedingt sind.

4. Das Leben der Gesellschaft dauert länger und ist unabhängig von dem Leben der sie bildenden Einheiten, die geboren werden, wachsen, arbeiten, sich vermehren und sterben, während der gesellschaftliche Körper, den sie bilden, Generation um Generation überlebt und dabei an Masse, in Vollständigkeit der Struktur und Vielseitigkeit der funktionellen Tätigkeiten zunimmt.

Diese Übereinstimmungen zeigen, daß auch die gesellschaftliche Entwicklung dem Entwicklungsgesetz folgt, das für alle andern organisierten Aggregate gilt. Eine Gesellschaft wird immer integrierter, indem sie an Masse zunimmt, und ihre Teile immer abhängiger von einander werden; sie wird immer ungleichartiger in allen ihren Strukturen und immer bestimmter in allen ihren Differenzierungen.

Auf der andern Seite verkennt Spencer auch die Unterschiede nicht, die zwischen dem sozialen und dem individuellen Organismus bestehn:

1. Gesellschaften haben keine bestimmte äußere Form.

2. Das lebende Gewebe, aus dem ein individueller Organismus besteht, bildet eine zusammenhängende Masse, nicht so die lebenden Elemente einer Gesellschaft: sie sind mehr oder weniger weit über einen Teil der Erde zerstreut.

3. Die Einheiten eines individuellen Organismus haben meist eine feste Lage zu einander; die der sozialen Organismen können sich von Platz zu Platz bewegen, und

4. der wichtigste Unterschied: im tierischen Körper ist ein besonderes Gewebe mit Gefühl begabt, während es im gesellschaftlichen alle Einheiten sind.

Aus diesem letzten Unterschied ergeben sich die wichtigsten Folgerungen für das ideale Verhältnis zwischen den Teilen und dem Ganzen im gesellschaftlichen Körper. Spencer sagt: „Wir dürfen diesen Unterschied nie übersehn. Er erinnert uns daran, daß zwar im individuellen Organismus das Wohl aller übrigen Teile mit Recht dem Wohl des Nervensystems untergeordnet ist, dessen lust- oder schmerzvolle Tätigkeit das Wohl oder Wehe des Lebens ausmachen, daß aber im politischen Körper das nicht oder nur bis zu einem gewissen Grad gelten kann. Mit Recht geht das Leben aller Teile eines Tieres im Leben des Ganzen auf, weil das Ganze ein korporatives Bewußtsein hat, das Lust oder Schmerz empfinden kann. In der Gesellschaft aber verhält sich das anders. Denn ihre lebendigen Einheiten verlieren ihr individuelles Bewußtsein nicht und können es nicht verlieren, und die Gemeinschaft als Ganzes hat kein korporatives Bewußtsein. Das ist der ewige Grund, warum es nicht recht ist, das Wohl der Bürger einem angenommenen Wohl des Staates zu opfern, und warum auf der andern Seite der Staat nur zum Wohl der Bürger da ist. Das korporative Leben muß hier dem Leben der Teile dienen und nicht umgekehrt.“

Spencer zeigt, wie die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens dieses ideale Verhältnis der Teile zum Ganzen immer mehr zum Durchbruch bringt, und gründet gerade auf diesen Gesichtspunkt seine große Unterscheidung der gesellschaftlichen Typen in militärische, gemischte und industrielle. Im militärischen Staat ist der Zwang das Prinzip, auf dem das Zusammenwirken der Menschen beruht, und die Entwicklung zum rein industriellen Typus charakterisiert sich

als ein allmähliches Übergehn zu einem immer mehr freiwilligen Zusammenwirken und damit als eine immer mehr zunehmende Verwirklichung des Gesetzes der gleichen Freiheit.

54. Wir können Spencer, so interessant das wäre, nicht folgen, wenn er in den übrigen Abschnitten im großen, historischen Stil die Entstehung und Bedeutung der Familie, sowie der drei großen Kontrollsysteme Zeremonie, Kirche und Staat schildert, der Differenzierung der verschiedenen Professionen aus der königlich-priesterlichen Gewalt nachgeht und endlich die Entwicklung des wirtschaftlichen Systems zeichnet. Einen Punkt muß ich aber doch noch berühren, um einem möglichen Mißverständnis vorzubeugen. Spencer lehrt natürlich nicht, daß alle Gesellschaften sich notwendig höher entwickeln. Wie es in der organischen Welt Stillstand und Verfall gibt, so auch in der superorganischen. Wie sich aber das Leben als Ganzes höher entwickelt hat, so auch die Menschheit als Ganzes. Wir können zwar, wenn wir alle Gesellschaften zusammennehmen, die Entwicklung für unvermeidlich erklären als letztes Ergebnis des Zusammenwirkens der äußern und innern Faktoren, die während unbestimmt langer Zeitperioden auf sie wirken; wir dürfen sie deshalb aber nicht auch für jede bestimmte Gesellschaft als unvermeidlich oder auch nur als wahrscheinlich ansehn. Ein sozialer Organismus erleidet wie ein individueller solange Veränderungen, bis er ins Gleichgewicht mit den Bedingungen seiner Umgebung kommt, und dauert dann fort ohne weitere Veränderung seiner Struktur. Nur zuweilen ist die neue Kombination von Faktoren derart, daß sie eine Veränderung erzeugt, die sich als Stufe in der sozialen Entwicklung darstellt und einen sozialen Typus beginnt, der sich ausbreitet und niedrigere Typen verdrängt.

Die Prinzipien der Soziologie sind der einzige Teil des Systems der synthetischen Philosophie, in dem die Ausführung nicht ganz gehalten hat, was der „Prospekt" versprach. Es sind allerdings, wie vorgesehn, drei Bände erschienen; sie enthalten aber nur, was Spencer ursprünglich in zwei Bänden behandeln zu können glaubte, mit einem wichtigen Zusatz, der im Prospekt nicht vorgesehn war, betitelt „Domestic Institutions", worin die Entwicklungsgeschichte des Verhältnisses der Geschlechter zu einander und der Eltern zu den Kindern gegeben wird. Was der dritte Band behandeln sollte, Entwicklung und Fortschritt der menschlichen Sprache, der Wissenschaft, der Kunst und Moral, fehlt, und Spencer hat in der Vorrede zum dritten Band der Soziologie mit Recht bemerkt: „Es ist offenbar unmöglich für einen Invaliden von sechsundsiebzig Jahren, einen solch ausgedehnten und verwickelten Stoff angemessen zu behandeln." Die Lücke, die sein System hier zeigt, wird zudem durch eine Reihe von Essays ausgefüllt, die wohl das Wichtigste enthalten, was er in dieser Beziehung zu sagen hatte.

Die Prinzipien der Ethik.

55. „Für die Prinzipien von Recht und Unrecht im Handeln überhaupt eine wissenschaftliche Grundlage zu finden", darin hat Spencer immer das letzte Ziel seiner Forschung gesehn, dem alle seine andern Arbeiten als Mittel dienen sollten.

Wie Spencers ganze Philosophie Entwicklungsphilosophie ist, so ist seine Moral Entwicklungsmoral. Auch die moralischen Phänomene sind gleich allen andern Erscheinungen der Welt Erzeugnisse einer Entwicklung, die nach natürlichen Gesetzen vor sich geht. Sie sind nicht, wie manche wollen, etwas ganz Eigenartiges,

etwas, das überirdischen Ursprungs aus dem Naturzusammenhang herausfällt und deshalb den gewöhnlichen Methoden der Wissenschaft unzugänglich, ein Mysterium bleibt, das auf eine höhere Welt hindeutet. Spencer faßt vielmehr das Handeln, mit dem sich die Ethik befaßt, als einen Teil des Handelns überhaupt auf und sucht es in diesem großen Zusammenhang als letztes Glied einer Entwicklungsreihe zu begreifen, die tief unten im animalischen Reich beginnt. Von hier aus ergibt sich ihm dann, daß das Verhalten, das wir gut nennen, das höher entwickelte ist, und das schlechte das relativ niedriger entwickelte. Als gut betrachten wir ein Verhalten, das die Selbsterhaltung fördert, als schlecht eines, das eine lebenmindernde Tendenz hat. Das Verhalten der Eltern nennen wir gut oder schlecht, je nachdem es die Fähigkeit, die Art durch Aufbringen von Nachkommen zu verewigen, fördert oder mindert. Und vorzugsweise gut nennen wir ein Verhalten, das die Tendenz hat, nicht nur das Eigenleben und das der Nachkommen zu einem möglichst hohen Vollendungsgrad zu bringen, sondern zugleich eine gleiche Vollendung des Lebens der Mitmenschen nicht nur nicht hindert, sondern aktiv fördert. Zum besten Handeln erhebt sich das gute Handeln, wenn es gleichzeitig höchste Totalität des Lebens im Selbst, in den Nachkommen und den Mitmenschen zur Folge hat.

Durch diese ganze Betrachtungsweise unterscheidet sich Spencers System scharf von allen jenen Moralsystemen, die den Grund der Moral in dem Willen eines übernatürlichen Wesens oder gleich Kant in einem kategorischen Imperativ finden. Näher steht Spencer der utilitarischen Schule. Wenn sie gegenüber Kant und den intuitiven Moralisten behauptet, daß allen Urteilen über Gut und Schlecht, Recht und Unrecht zuletzt immer eine Beziehung auf Lust oder Unlust zu Grunde liegt, so ist das ganz seine Ansicht. Und wenn sie

weiter behauptet, daß die ethischen Urteile aus der Erfahrung stammen, nämlich der Erfahrung der guten und schlechten Folgen gewisser Handlungen, so stimmt er auch dem zu — nur macht er gerade hier einen wichtigen Schritt über den gewöhnlichen utilitarischen Standpunkt hinaus. Die utilitarische Schule begeht nämlich gleich dem erkenntnistheoretischen Empirismus den Fehler, daß sie den Menschen zu sehr als isoliertes Wesen, herausgerissen aus dem Zusammenhang mit der sich entwickelnden Menschheit, betrachtet. Indem sie dann in seinem Geiste mehr oder weniger nur eine unbeschriebene Tafel sieht, auf die erst die individuelle Erfahrung alles einschreibt, was spätere psychologische Analyse dort findet, verschließt sie sich den Weg zum Verständnis aller ursprünglichen Elemente in der menschlichen Natur. Spencer hat diesen Fehler durchschaut, und seine Einsicht in das Wesen der Vererbung und Entwicklung ermöglichte es ihm, seinen Weg zwischen der Scylla des intuitiven Supranaturalismus und der Charybdis der empiristischen Leugnung aller apriorischen Elemente hindurchzufinden. Er erkennt im Individuum ursprüngliche apriorische Elemente an, weiß sie aber auf natürlichem Weg zu erklären als Ergebnisse einer Erfahrung, die die Gattung als Ganzes gemacht hat. In den Urteilen „gut" und „schlecht" drücken sich nach ihm die unvergeßlichen Erfahrungen der Menschheit — nicht des einzelnen Menschenindividuums — über das Nützlich-zweckmäßige und das Schädlich-unzweckmäßige aus. Das Gewissen ist nichts anderes, als organisierte Erfahrung. Er sagt: „die durch alle frühern Erfahrungen der menschlichen Rassen organisierten und konsolidierten Erfahrungen von dem Nützlichen haben entsprechende Nervenmodifikationen hervorgebracht, die durch fortgesetzte Vererbung und Anhäufung zu gewissen moralischen Anschauungsvermögen geworden sind, zu Gefühlen, die rechtem und schlechtem Handeln entsprechen, aber in

den individuellen Erfahrungen vom Nützlichen keine Grundlage zu haben scheinen".

Noch in einem weitern entscheidenden Punkt hat Spencer den Utilitarismus reformiert, dadurch nämlich, daß er die Ethik aus einer rein empirischen zu einer rationellen Wissenschaft zu machen strebte. Diesen Gegensatz zwischen dem gewöhnlichen und seinem geläuterten Utilitarismus charakterisierte er in einem Brief an John Stuart Mill folgendermaßen: „Nach meiner Ansicht hat die Ethik die Aufgabe, zu bestimmen. wie und warum gewisse Verhaltungsweisen schädlich und andere wohltätig wirken; diese guten und schlechten Folgen können nicht zufällig sein, sondern müssen mit Notwendigkeit aus der Natur der Dinge selbst folgen. Ich sehe daher die Aufgabe der ethischen Wissenschaft darin, aus den Gesetzen des Lebens und den Bedingungen der Existenz zu deduzieren, welche Arten des Handelns notwendig Glück und welche ebenso notwendig Unglück hervorbringen. Wenn dies geschehn ist, sind diese Deduktionen als Gesetze des Verhaltens anzusehn und zu befolgen ohne Rücksicht auf die direkte Abschätzung von Glück und Unglück".

Spencers ethischer Standpunkt läßt sich an der Hand der „Data der Ethik" zusammenfassend dahin definieren: Seine Moral ist eine Evolutionsmoral, die mit der intuitiven Schule im Menschen ursprüngliche moralische Gefühle anerkennt. deren Entstehungsgrund aber gleich den Utilitariern in Erfahrungen des Nützlichen sieht; sie ist Wissenschaft. weil sie sich dadurch, daß sie die moralischen Phänomene mit den allgemeinen Gesetzen des Lebens in Verbindung bringt. die Anwendung der deduktiven Methode ermöglicht.

56. Im zweiten Abschnitt. den „Induktionen der Ethik". bespricht Spencer im einzelnen die auf empirischem Weg gefundenen Regeln des Handelns, wie

sie sich als die wesentlichsten Gesetze bei allen zivilisierten Nationen finden. Der ganze Abschnitt ist eine Illustration für die moralbildende Kraft des Zweckes oder der Nützlichkeit. Der Gesichtspunkt, unter dem er hier die moralischen Phänomene betrachtet, ist durchweg der soziologische. Die Notwendigkeit des sozialen Zusammenlebens fordert gebieterisch gewisse Verhaltungsweisen; Übereinstimmung oder Nicht-Übereinstimmung mit ihnen wird mit den Prädikaten „gut“ oder „schlecht“ belegt. Spencer beleuchtet zuerst die allgemeine Verwirrung in den herrschenden ethischen Wertungen. Sie erscheint teils als Widerstreit der ethischen Sanktionen — indem die einen den Willen Gottes, die andern die Nützlichkeit und wieder andere das Gewissen zum Schiedrichter über Gut und Böse machen — teils aber als Widerstreit zwischen verschiedenen Sittenkodexen. Dieser hat seinen Grund darin, daß beinahe alle Gesellschaften zum Zweck der Selbsterhaltung gezwungen sind, von ihren Mitgliedern zwei im innersten Grund entgegengesetzte Verhaltungsweisen zu fordern, nämlich Feindschaft nach Außen gegen andere Gesellschaften und Freundschaft und Zusammenarbeiten im Innern zwischen den Gliedern derselben Gesellschaft. In Anpassung daran entwickeln sich zwei entgegengesetzte Gefühls- und Ideenreihen, als deren Niederschlag sich zwei widersprechende, aber gleichzeitig befolgte Sittenkodexe darstellen. Drastisch kommt dieser innere Widerspruch zum Ausdruck bei den europäischen Völkern, die sich einer fremden Religion, die allein das Sittengesetz der Liebe und Freundschaft anerkennt, unterworfen haben. Diese Religion genießt alle nominelle Ehre und allen Gehorsam in Worten, während das alte Sittengesetz der Feindschaft nominell verworfen, in der Praxis aber befolgt und vielfach sogar durch soziale Mißachtung erzwungen wird. Man denke nur an das kleine Beispiel des Duellwesens. „Eine dünne Schichte

von Christentum, sagt Spencer, lagert sich über einer dicken Schichte unverfälschten Heidentums."

Alle diese Widersprüche nötigen den Erforscher moralischer Phänomene dazu, „die wirklichen Vorstellungen und Gefühle, mit denen die Menschen die verschiedenen Verhaltungsweisen betrachten, unter Beiseitelassung aller festgestellten Nomenklaturen und Wortbekenntnisse zu ermitteln". Dieser Aufgabe unterzieht sich Spencer in einer Reihe interessanter, ins Einzelne gehnder Kapitel, indem er dabei die Fülle von Tatsachen, die ihm seine ausgedehnten soziologischen Studien an die Hand gaben, aufs geschickteste verwertet. Das Hauptergebnis seiner Untersuchung ist der Nachweis von der Unhaltbarkeit jener Lehre der intuitiven Moral, die dem menschlichen Geist ein ihm ursprünglich eingepflanztes, über Gut und Böse absolut entscheidendes Gewissen zuschreibt. Wahr ist vielmehr, „daß sich die Gefühle und Vorstellungen, die in jeder Gesellschaft vorherrschen, der Art der Tätigkeit, die in ihr vorwaltet, anpassen". In einer Gesellschaft, die in ewigen Kriegen gegen äußere Feinde um ihre Selbsterhaltung zu kämpfen hat, bildet sich ein Sittenkodex heraus, in dem Angriff, Eroberung, Rache vorgeschrieben und kriegerische Tugenden allein hochgeschätzt werden. Umgekehrt wird sich eine Gesellschaft, in der nur die Werke des Friedens geübt werden, zu einem Sittenkodex bekennen, der Gerechtigkeit, Redlichkeit, Rücksicht auf andere, kurz alle die Tugenden vorschreibt, die ein freiwilliges harmonisches Zusammenarbeiten erfordert. Das Rätsel, warum wir in den verschiedenen Gesellschaften und in derselben Gesellschaft zu verschiedenen Zeiten oft die entgegengesetztesten ethischen Wertungen vorfinden, ist gelöst, wenn wir bedenken, daß die verschiedenen äußern Bedingungen, unter denen die einzelnen Gesellschaften leben, ein verschiedenes Verhalten erfordern, und daß die Gefühle, mit denen dieses Ver-

halten betrachtet wird, sich diesen Erfordernissen anpassen.

57. Im dritten Teil gibt Spencer die Ethik des individuellen Lebens. Sein Gesichtspunkt ist hier der biologische. Jenes vollkommene Handeln, das die Ethik als Ideal vorzeichnet, ist, biologisch betrachtet, ein Handeln, bei dem die körperlichen Funktionen so, wie es die Bedingungen des Lebens erfordern, ausgeübt werden. Es ist daher unmoralisch, den Körper einer Behandlung auszusetzen, die das Gleichgewicht der Funktionen zerstört und seine Lebenskraft herabsetzt. In der Gestaltung eines vollkommenen Lebens, zu dem die Ethik den Weg zu weisen hat, sind die „egoistischen" Handlungen ein ebenso wichtiger Faktor wie die altruistischen. Dies scheint es Spencer zu rechtfertigen, wenn er in den Kreis ethischer Betrachtung, den die meisten auf das Handeln, das andere im Guten oder Bösen berührt, beschränken, auch jenes Handeln zieht, das in erster Linie nur den Handelnden selbst betrifft. Die Aufstellung rationeller Vorschriften wird ihm hier dadurch ermöglicht, daß er überall auf die Abhängigkeit geistiger von körperlichen Zuständen zurückgeht und ethische Erfordernisse bis zu einem gewissen Grad auf physiologische Notwendigkeiten gründet. Man denke z. B. an das physiologische Verhältnis, das zwischen dem Aufbrauch von Geweben und der Notwendigkeit der Ruhe zur Wiederherstellung des Verbrauchten besteht. Auf solche physiologische Notwendigkeiten lassen sich bestimmte ethische Vorschriften, die wissenschaftliche Autorität haben, gründen. Ganz allgemein geht Spencer von der Grundvoraussetzung aus, daß Lust den Weg zu einer gesunden, Schmerz den zu einer ungesunden Ausübung körperlicher Funktionen zeige. Die Ausnahmen erklärt er als Folgen einer unvollkommenen Anpassung, die im Lauf der Entwicklung verschwinden werden.

58. In den drei nächsten Abschnitten, die den zweiten Band der Ethik ausfüllen, behandelt Spencer die Ethik des sozialen Lebens, und zwar im vierten Abschnitt die Theorie der reinen Gerechtigkeit, während in den zwei folgenden Abschnitten untersucht wird, wie das, was er „positives“ und „negatives Wohltun“ nennt, die Vorschriften der reinen Gerechtigkeit modifizieren muß. Wir wollen auf diese Ethik des sozialen Lebens noch mit besonderer Ausführlichkeit eingehn, weil Spencer selbst ihr den größten Wert beilegt, und weil sie die wissenschaftliche Begründung jenes Individualismus ist, den Spencer als ein zweiter „Athanasius contra mundum“ sein ganzes Leben hindurch gegen die sozialistischen Modetheorien verteidigt hat. Wir werden dabei sehn, daß der strenge Individualismus Spencers nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, eine geistige Idiosynkrasie des Philosophen ist, sondern sich darstellt als eine natürliche und vielleicht notwendige Frucht seiner ganzen Weltanschauung.

Alles Handeln beurteilen wir danach, ob es seine Zwecke erreicht, und so betrachten wir auch jenes Handeln, das wir speziell ethisch nennen, objektiv darauf hin, ob es gute oder schlechte Folgen für den Handelnden selbst und für andere hat. Da uns aber die Entwicklungstheorie lehrt, im menschlichen Handeln nur ein höher entwickeltes tierisches zu sehn, so sind die Grundlagen für eine richtige Theorie des Handelns schon in der Tierwelt zu suchen. Auch für jede Tierart gibt es ein Handeln, das relativ gut ist, ein Handeln, das zu der Art in demselben Verhältnis steht, wie das Handeln, das wir moralisch nennen, zur menschlichen. Die Grundvoraussetzung dieser ganzen Betrachtungsweise ist die Ablehnung einer pessimistischen und die Annahme einer optimistischen oder besser melioristischen Ansicht vom Leben. Die Erhaltung und das Gedeihen einer Art müssen als etwas Wünschenswertes gelten; dann können

wir jedes Verhalten, das diesem Ziel dient, als gut, jedes entgegengesetzte als schlecht bezeichnen.

Suchen wir nun von diesem Standpunkt aus nach biologischen Gesetzen, denen gemäß eine Art leben muß, wenn sie sich erhalten und schrittweise höher entwickeln soll, so stoßen wir auf die zwei Grundgesetze der Tierethik, die Spencer dahin formuliert:

1. Während der Zeit der Unmündigkeit müssen die empfangenen Wohltaten in umgekehrtem Verhältnis zu den Fähigkeiten stehn.

2. Mit erreichter Reife muß der Betrag dessen, was ein Individuum für sich erlangt, in direktem Verhältnis zu seinem Wert stehn: den Wertmesser bildet dabei seine größere oder geringere Angepaßtheit an die Lebensbedingungen.

Ohne das erste Gesetz ginge jede Art aus Mangel an Nachkommenschaft zu Grunde, da diese sich nicht aus eignen Kräften erhalten kann. Das zweite dagegen sorgt für das Überleben der Passendsten und damit für die Erhaltung und Weiterentwicklung der Art. Dieses zweite biologische Gesetz lautet ethisch gewendet: Jedes Individuum soll den Wirkungen seiner eigenen Natur und des aus ihr folgenden Verhaltens unterworfen sein. Spencer nennt es das Gesetz der „subhuman justice". Er weist darauf hin, wie dieses Gesetz um so klarer hervortritt, je höher die Organisation der Tiere ist.

Eine äußerst wichtige Modifikation erleidet dieses Gesetz der „untermenschlichen Gerechtigkeit" bei Tieren, die in Herdenform leben. Es folgt nach allen Gesetzen der Entwicklung, daß sich ein herdenmäßiges Zusammenleben nur bilden kann, wenn die Vorteile, die es den einzelnen Individuen bietet, die aus ihm entspringenden Nachteile überwiegen. Die Mitglieder der Herde müssen also gewisse Bedingungen erfüllen; zu dem positiven Element der „subhuman justice" tritt ein negatives hinzu. Es läßt sich kurz dahin definieren: Das Durch-

schnittsbetragen darf nicht so aggressiv sein, daß es Übel erzeugt, die das durch das Zusammenwirken gewonnene Gute überwiegen; oder anders: Jedes Individuum der Herde hat, indem es das aus seiner eigenen Natur und seinem eigenen Tun quellende Gute und Böse empfängt, sein Handeln der Beschränkung zu unterwerfen, daß es nicht in irgend einem beträchtlichen Grad in das Handeln aller andern störend eingreift. Neben dieser Selbstunterordnung unter das Interesse anderer müssen in Herden, die im Kampf mit andern leben, die Individuen sich und ihr eignes Interesse da aufzuopfern bereit sein, wo das Wohl der ganzen Herde auf dem Spiel steht.

59. Wie menschliches Leben nur eine Weiterentwicklung des untermenschlichen ist, so ist auch die menschliche Gerechtigkeit nur eine Weiterentwicklung der untermenschlichen.

Das oberste biologische Gesetz, von dessen Befolgung Erhaltung und Gedeihen einer jeden Tierart abhängen, und das vorschreibt, daß jedes Individuum die guten und schlimmen Folgen seiner eigenen Natur und seines eigenen Handelns tragen soll, gilt daher auch für die Menschen; auch sie können es nicht ungestraft verletzen. Weiter entsteht herdenmäßiges Zusammenleben unter Menschen im Verlauf der Entwicklung von selbst, einfach weil es der Varietät, bei der es sich bildet, von Nutzen ist teils durch Förderung der allgemeinen Sicherheit, teils durch Erleichterung der Gewinnung des Lebensunterhalts. Natürlich können aber auch in diesem Falle die Vorteile des Zusammenwirkens nur dann genossen werden, wenn gewissen Erfordernissen, die das Zusammenleben auferlegt, entsprochen wird. Es entwickelt sich daher von selbst als natürliches Erzeugnis menschlichen Lebens unter sozialen Bedingungen ein System von Gesetzen, die Beschränkungen des Handelns

auferlegen. Und so wird auch für menschliches Leben das erste und ursprüngliche Gesetz der Gerechtigkeit auf dreifache Weise qualifiziert: 1) durch die Selbstunterordnung, die die Rücksicht auf die Nachkommen auferlegt; 2) durch die Selbstbeschränkung, die durch das Zusammenleben erheischt wird, und 3) durch die teilweise oder vollständige Aufopferung des individuellen Lebens in der Verteidigung der Gattung.

Spencer sucht dann die Entstehung eines den bisher besprochenen tatsächlichen Verhältnissen entsprechenden Gefühls, des Gerechtigkeitsgefühls zu erklären. Er stützt sich dabei auf den durch geschichtliche und psychologische Erfahrung festgestellten allgemeinen Satz. daß die menschlichen Wesen ihre Gefühle und Vorstellungen den Lebensweisen anpassen können, die ihnen der soziale Zustand auferlegt, in den sie hineingewachsen sind. Unter den so entstehnden sozialen Gefühlen ist das allerwichtigste das Gerechtigkeitsgefühl. Es setzt sich aus zwei Bestandteilen zusammen, dem egoistischen und dem altruistischen Gerechtigkeitsgefühl. Das egoistische ist das subjektive Korrelat, das dem ersten objektiven Erfordernis der Gerechtigkeit, wonach jeder die Früchte seines eigenen Handelns genießen soll, entspricht. Seine Erklärung bietet keine Schwierigkeiten; es ist ein ursprünglicher Bestandteil des Gefühlslebens auch der niederen Tiere. Schwerer zu erklären ist die Entstehung des altruistischen Gerechtigkeitsgefühls, das dem objektiven Erfordernis der Wahrung der gleichen Rechte der andern entspricht. Hier stehn sich nämlich zwei scheinbar widersprechende Sätze entgegen, die beide unbestreitbar sind. Einmal kann das altruistische Gerechtigkeitsgefühl nur entstehn im Lauf der Anpassung an das soziale Leben. Andererseits wird aber das soziale Leben selbst nur möglich durch Aufrechterhaltung der billigen Beziehungen, die das altruistische Gerechtigkeitsgefühl voraus-

setzen. Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs liegt darin, daß soziales Zusammenleben ursprünglich nicht durch das altruistische Gerechtigkeitsgefühl, sondern, wie Spencer es nennt, durch ein proaltruistisches Gefühl möglich gemacht wird, als dessen Grundlage er das Gefühl der Furcht nachweist, einer Furcht vor Wiedervergeltung, vor sozialer Mißbilligung, vor gesetzlicher Bestrafung und göttlicher Rache. Indem durch dieses Gefühl die einzelnen Individuen von allzuhäufigen und schweren Verletzungen der Nebenindividuen abgehalten werden, wird soziales Leben möglich, und damit sind die Bedingungen gegeben, unter denen sich sympathisches Empfinden, die eigentliche Quelle des wirklichen altruistischen Gerechtigkeitsgefühls, entwickeln kann.

Wir unterscheiden also in der Idee der Gerechtigkeit zwei Elemente: erstens ein positives, d. h. der Anspruch eines jeden auf ungehinderte Tätigkeit und auf ihre Ergebnisse wird anerkannt; und zweitens ein negatives, d. h. es besteht ein Bewußtsein der Grenzen, die die Gegenwart anderer Menschen, die dieselben Ansprüche haben, nötig macht. Wir finden so als die zwei Faktoren der wahren Gerechtigkeit die Idee der Ungleichheit und die der Gleichheit — insofern einmal ungleicher Betrag von Gütern ungleichen Kräften entsprechen soll, und insofern zweitens die Grenzen der Handlungssphären für alle gleich sein sollen.

Einseitiges Hervorheben eines dieser zwei Faktoren scheint Spencer die Ursache aller falschen moralischen und sozialen Theorien; sie enthalten immer nur die Hälfte der Wahrheit. Vermieden wird aber jede Inkongruität, wenn wir die Idee der Gleichheit auf die Grenzen, die der Ungleichheit auf die Erfolge anwenden. Die allgemeine Formel der Gerechtigkeit hat also sowohl ein positives als ein negatives Element zu enthalten. Das positive drückt ein Erfordernis aus, das für das Leben im allgemeinen gilt; das negative qualifiziert

dieses Erfordernis in der Weise, die nötig wird, wenn statt eines Lebens allein viele zusammen geführt werden sollen. Sie lautet kurz: Freiheit eines jeden, beschränkt allein durch die gleiche Freiheit der andern, d. h. jeder hat die Freiheit, zu tun, was er will, vorausgesetzt daß er nicht die gleiche Freiheit jedes andern verletzt.

60. Spencer entwickelt des weitern eine Reihe Folgesätze aus diesem allgemeinen Prinzip. Sie drücken die in Wahrheit sogenannten „Rechte der Individuen" aus. Sein Gedankengang ist dabei folgender: Geben wir zu, daß jedermann eine gewisse beschränkte Freiheit genießen muß, so sagen wir damit, daß es recht ist, daß er sie haben soll. Können wir also in den einzelnen Fällen zeigen, daß ihm die Freiheit, bis zu einer gewissen Grenze, aber nicht über sie hinaus zu handeln, zusteht, so geben wir damit zu, daß es recht ist, daß er die bestimmte, so definierte Freiheit haben soll. Und deshalb werden die bestimmten aus dem Gesetz der gleichen Freiheit ableitbaren Freiheitsbefugnisse mit Recht seine „Rechte" genannt.

Spencer sucht von allen diesen Rechten nachzuweisen, einmal, daß sie mit den gewöhnlichen ethischen Begriffen zusammenfallen, und ferner, daß sie im Lauf der Kulturentwicklung zum größten Teil auch gesetzlich erzwingbar werden. Überall betont er, daß ihre Quelle nicht das positive Gesetz ist, sondern daß umgekehrt dieses selbst seine höhere Berechtigung von ihnen ableitet.

Er behandelt so des nähern das Recht auf physische Integrität, auf Freiheit der Bewegung und Ortsveränderung, auf den Gebrauch der natürlichen Media wie Licht, Luft und Land. Unter dem Titel Eigentumsrecht erörtert er die Schwierigkeiten, die einer ethischen Rechtfertigung des Eigentums an Grund und Boden entgegenstehn. Die Anerkennung dieses Rechts scheint

ihm überall ursprünglich auf einer Anerkennung der natürlichen Beziehung zwischen Anstrengung und Lohn zu beruhen. Weitere Rechte sind das Eigentumsrecht an unkörperlichen Sachen, das Recht zu schenken und zu testieren, das Recht auf Tausch- und Vertragsfreiheit, auf Gewerbefreiheit, auf Glaubens-, Rede- und Druckfreiheit. Damit glaubt Spencer den Umfang der zutreffenderweise sogenannten Rechte erschöpft zu haben. Sie sind alle ableitbar aus dem Gesetz der gleichen Freiheit, dem Grundgesetz alles sozialen Lebens. Wie steht es nun mit den sogenannten politischen Rechten, um die sich doch eigentlich immer der Kampf der Parteien gedreht hat? Darauf antwortet Spencer: Niemand hat einen natürlichen Anspruch auf solche politischen Rechte, wie etwa das Recht, einen Stimmzettel abzugeben, Geschworener zu sein u. s. w. Wenn die Rechte eines Menschen nur ebensoviele Ausschnitte aus der allgemeinen Freiheit sind, seine Lebenszwecke zu verfolgen innerhalb solcher Schranken, wie sie sich aus der Anwesenheit anderer ergeben, die gleiche Zwecke verfolgen, dann besitzt er, wenn seine Freiheit in keiner weitern Weise beschränkt ist, alle seine Rechte. Wir müssen uns hier davor hüten, Mittel für Zwecke zu halten und den Mitteln nachzujagen bis zur Mißachtung der Zwecke. Nun ist aber der Staat nichts anderes als ein Werkzeug zur Aufrechterhaltung der eigentlichen Rechte. Die politischen Rechte können daher nie ein Äquivalent für die eigentlichen Rechte sein. Sie sind nur ein Werkzeug zu ihrer Erlangung und Behauptung, ein Werkzeug, das allerdings nur zu oft zu andern Zwecken mißbraucht wird. Die Hauptfrage muß immer die sein, wie können die wahren Rechte der Individuen erhalten und gegen äußere und innere Feinde geschützt werden? Dieses oder jenes Regierungssystem darf immer nur als ein System von Mitteln zur Erreichung dieses Zweckes beurteilt werden.

61. Das führt Spencer zu einer nähern Betrachtung des Staates, seines Wesens und seiner Natur, der Pflichten, die er zu erfüllen, und der Schranken, die er zu achten hat. Wie alles im Himmel und auf Erden, unterliegt auch der Staat den Gesetzen der Entwicklung. Er ist nicht mehr, was er gewesen, und wird einst etwas ganz anderes sein, als er heute ist. Es ist daher unmöglich, eine allein richtige Definition des Begriffs Staat aufzustellen. Einen Einblick in seine Natur gewinnen wir nur durch eine Geschichte seiner Entwicklung. Die Wahrheit, daß überall die innere Konstitution eines Dinges durch seine äußere Umgebung bedingt ist, gilt auch vom Staat. Hier liegt die Quelle für die Unterschiede, die die einzelnen Gesellschaftstypen aufweisen. Die Entwicklung der meisten Gesellschaften besteht in einem allmählichen Übergehn aus einem rein kriegerischen in einen friedlichen Zustand. Dieser Prozeß wird begleitet von einer immer weitern Anerkennung der individuellen Rechte. Im kriegerischen Staat geht das Interesse der Verteidigung und des Angriffs allen andern voran. Nur der Mensch als Krieger gilt etwas; seine Ausbildung ist die Hauptsorge des Staates, der er alle jene Rechte des Individuums schonungslos aufopfert. Je mehr aber die rein kriegerische Tätigkeit und damit das zwangsweise Zusammenwirken einer friedlichen Beschäftigung und einem Zusammenarbeiten, das auf dem Prinzip des freien Vertrags beruht, Platz machen, desto mehr werden jene Rechte auch allgemein anerkannt und von der staatlichen Gewalt beschützt.

Wir können überall induktiv durch Betrachtung vergangener und bestehnder Gesellschaften nachweisen, daß Ursprung und Entwicklung staatlichen Regiments in der defensiven und offensiven Tätigkeit einer Gesellschaft gegen andere gelegen haben. Als primäre Funktion des Staates sehn wir überall die, die kombi-

nierten Tätigkeiten der vereinigten Individuen im Kriege zu lenken. Die erste Pflicht der Regierung ist also die nationale Verteidigung, und sie blieb lange die einzige. Die zweite Pflicht, die Verteidigung der Individuen gegen innere Feinde, ist erst allmählich anerkannt worden. Sie blieb lange den Einzelnen überlassen, und das treibende Motiv dafür, daß die Gesellschaft die öffentliche Verwaltung der Gerechtigkeit übernahm, lag vor allem darin, daß die innern Zwistigkeiten die Kraft der Gesellschaft schwächten und sie damit unfähig machten, ihre erste Aufgabe wirksam zu erfüllen. Diese zweite Aufgabe des Staates hat dann immer mehr an Bedeutung zugenommen; ihre wirksamere Erfüllung ist geradezu mit dem Fortschritt der Zivilisation überhaupt gleichbedeutend geworden. Daß diese zwei Aufgaben, die der Staat im Laufe seiner Entwicklung übernommen hat, seine wesentlichen Aufgaben sind, läßt sich aber auch deduktiv aus der Natur der Menschen, sofern sie sozial bedingt ist, nachweisen. Denn sie entsprechen fundamentalen, erfahrungsmäßigen Bedürfnissen der Menschen im Gesellschaftszustand. Alle wollen leben, handeln und die Früchte ihres Handelns genießen. Alle haben daher die stärksten Motive, die Bedingungen, unter denen das allein möglich ist, aufrecht zu erhalten; und weil dies nicht jeder Einzelne wirksam für sich selbst tun kann, so ist es die berechtigte Aufgabe der Gesamtheit, des Staates.

Wenn die bisher besprochenen Aufgaben des Staates darin bestehn, die Bedingungen aufrecht zu erhalten, unter denen allein soziales Leben möglich ist, so lassen sich alle seine andern Tätigkeiten als solche definieren, durch die er sich in die Führung des Lebens selbst einmischt, indem er den Individuen entweder hilft oder sie lenkt oder ihre Tätigkeit beschränkt. Gegen diese Ausdehnung der staatlichen Tätigkeit scheinen Spencer Gründe von zweierlei Art zu sprechen. Sie ist zu ver-

dammen sowohl vom Standpunkt der Gerechtigkeit, als von dem der Nützlichkeit.

Alle weitern Tätigkeiten des Staates sind nämlich zuletzt Handlungen, die die Freiheit vieler Individuen mehr beschränken, als durch die Aufrechterhaltung der gleichen Freiheit aller andern erheischt wird. Sie bilden also einen Bruch des Gesetzes der gleichen Freiheit. Bedeutet aber Gerechtigkeit die Freiheit eines jeden, beschränkt allein durch die gleiche Freiheit der andern, dann ist die Auferlegung jeder weitern Beschränkung eine Ungerechtigkeit, ganz einerlei, ob die Macht, von der sie ausgeht, ein König, eine Aristokratie oder die Majorität einer Demokratie ist. Das Recht der gleichen Freiheit und die aus ihm abgeleiteten besondern Rechte existieren nicht durch die Autorität des Staates, sondern der Staat seinerseits existiert nur als ein Mittel zu ihrer Aufrechterhaltung. Verletzt er sie aber, statt sie zu schützen, so tut er Unrecht, statt Unrecht zu verhüten. Das ist der Kern der Ausführungen, die Spencer vom Standpunkt der Ethik gegen eine weitere Ausdehnung der Staatstätigkeit richtet.

Die zahlreichen andern Argumente, die Spencer in allen möglichen Formen gegen den Staatssozialismus vorgebracht hat, lassen sich zuletzt auf zwei Grundgedanken zurückführen, von denen der eine in der Soziologie, der andere in der Psychologie wurzelt.

Die meisten Menschen haben infolge eines schwach ausgebildeten Kausalbewußtseins und aus Mangel an konstruktiver Einbildungskraft nur einen äußerst verstümmelten, unklaren Begriff von dem Wesen einer Gesellschaft. Sie erscheint ihnen als etwas weit Einfacheres, als sie in Wirklichkeit ist, als etwas künstlich Gemachtes, das nach Belieben umgemodelt werden kann. Sie verkennen die wahren Ursachen und treibenden Kräfte, die ihr Sein, ihre Entwicklung und ihren Verfall bestimmen, und sehn statt ihrer immer nur

in Personen die wirkenden Agentien. Spencer dagegen ist durchdrungen von der Vorstellung, daß die Gesellschaft ein lebendiger, ungemein komplizierter Organismus ist; er hat einen Blick getan in das unendlich verwickelte Getriebe der sozialen Bestrebungen und Zusammenhänge; er hat eine Reihe der bestimmenden Grundkräfte, die immer wirkten und immer wirken werden. erkannt. Sein Glaube an die natürlichen Kräfte und ihre vis medicatrix ist daher ebenso groß, wie sein Vertrauen auf menschliches, gewolltes Eingreifen schwach ist. Er glaubt der menschlichen Einsicht die Kompetenz in einer Frage absprechen zu müssen, deren Lösung Allwissenheit und Allmacht voraussetzte.

Nun die zweite Quelle seiner Ansichten: seine Auffassung der menschlichen Natur. Heutzutage glaubt eigentlich niemand mehr an papierne Konstitutionen; der Glaube an papierne soziale Institutionen dagegen steht noch in voller Blüte. Er erscheint Spencer gleich unhaltbar. Nur die Institutionen taugen etwas, die dem durchschnittlichen Charakter der Menschen entsprechen. Nicht die Institutionen machen die Menschen, sondern sie sind selbst ein naturnotwendiger Ausfluß des menschlichen Wesens. Der menschliche Charakter selbst aber ist das Erzeugnis einer vieltausendjährigen Geschichte, in der sich die Menschheit allmählich aus dem antisozialen Zustand ewiger Kriege zu dem heutigen vergleichsweise sozialen Zustand emporgeschwungen hat. Eine Reihe von Zügen, die sich in jenen vergangenen Zeiten wilder Kämpfe und ungezügelter Leidenschaften ausgebildet haben und damals den Menschen zur Behauptung im Kampf ums Dasein geschickt machten, belasten ihn noch heute und bilden die Quelle des meisten Elends und Unfriedens in der Gesellschaft. So wenig Spencer aber eine Unveränderlichkeit des menschlichen Charakters behauptet, so durchdrungen ist er von der Ansicht, daß jede Veränderung nur ganz allmählich und

stetig sein kann. Erziehen und Predigen helfen hier so gut wie nichts; wirksam ist nur die ununterbrochene, langsame und oft grausame Zucht, die durch die Natur der Verhältnisse geübt wird. Wie wichtig gerade dieser Gesichtspunkt Spencer erscheint, erhellt aus folgendem interessanten Brief, den er an den Verfasser dieser Schrift gerichtet hat. „Unter den Ansichten, schreibt er, auf die ich besondern Nachdruck gelegt sehn möchte, ist vielleicht die praktisch wichtigste eine, der ich von Zeit zu Zeit Ausdruck gegeben habe, nämlich, daß eine dauernde Verbesserung einer Gesellschaft unmöglich ist ohne eine Verbesserung der Individuen, daß die Gesellschaftstypen und ihre Tätigkeitsformen notwendig bestimmt sind durch den Charakter ihrer Einheiten, und daß sie trotz aller oberflächlichen Ummodlungen ihr Wesen nicht schneller ändern können, als sich die Individuen ändern, und daß deshalb alle jene Pläne schneller und fundamentaler Reorganisation, die heute so viele Leute bezaubern, erfolglos sein müssen und einfach mit einer Rückkehr zu einem Zustand enden werden, der sich von dem frühern nur seiner oberflächlichen Form nach unterscheidet. Es ist gerade so unmöglich aus minderwertigen Menschen durch eine besondere Art sozialer Anordnung eine gute Gesellschaft zu machen, als es unmöglich ist, aus schlechtem Baumaterial durch eine besondere Baumethode ein gutes Haus zu bauen. Ich glaube jedoch, daß keine Argumente, so schlagend sie auch sein mögen, irgend welche Wirkung haben werden; denn in dem großen Rhythmus sozialer Veränderungen sind die wirkenden Kräfte zu mächtig, als daß sie sich durch individuelle Einflüsse kontrollieren ließen. Ich glaube, daß der Sozialismus unvermeidlich ist, daß er aber das größte Unglück, das die Welt je erlebt hat, sein und in einem Militärdespotismus der schärfsten Form enden wird."

Spencer hat seitdem im dritten Band der Soziologie

diese pessimistische Prophezeiung über die nächste Zukunft der europäischen Völker wiederholt. Ein Überblick über die Strömungen unserer Zeit scheine den Schluß unabweisbar zu machen, daß wir einem Staat entgegentreiben, in dem „kein Mann mehr tun kann, was ihm beliebt, sondern jeder tun muß, was er geheißen wird“. Er hat sich aber durch seine trübe Auffassung der nächsten Zukunft seinen Glauben an den schließlichen sozialen Fortschritt der menschlichen Rasse nicht erschüttern lassen. Die sozialistische Phase wird vorübergehn, und die Menschheit wird ihren Marsch wiederaufnehmen in das gelobte Land, wo das Gesetz der gleichen Freiheit für alle verwirklicht ist, und wo die Anpassung der menschlichen Natur an den sozialen Zustand vollkommen sein wird.

62. Gerechtigkeit ist das Fundament des sozialen Zusammenlebens; soll es aber seine höchste Vollendung erreichen, so muß sie durch Liebe und Sympathie ergänzt werden. Von der Rolle, die diese im Haushalt des sozialen Zusammenlebens zu spielen haben, handelt der Schluß der sozialen Ethik, die zwei Abschnitte „vom negativen und positiven Wohltun“.

So interessant sie an sich sind, an organischer Wichtigkeit für das Ganze des Systems kommen sie dem ersten Abschnitt nicht gleich. Der ungemein gesteigerten Komplexität der hier behandelten Phänomene gegenüber versagt die deduktive Methode. Die ethischen Prinzipien, die Spencer hier aufstellt, sind nicht oder nur zum kleinen Teil aus den allgemeinen Gesetzen des Lebens abgeleitet: ihre „Affiliation“ an die Lehre der Entwicklungstheorie ist verhältnismäßig schwach, und sie beruhen daher wesentlich auf einer rein empirischen Grundlage.

In der Lehre von der „Gerechtigkeit“ konnte von dem rein persönlichen Element abgesehn werden, und

mit dem in ihr vorherrschenden Grundbegriff der Idee der Gleichheit war auch die Idee des Maßes und damit die Möglichkeit annähernd exakt wissenschaftlicher Schlüsse gegeben. In der Lehre von „Wohltun“ fehlt es an einer solchen Direktive, und in sie mußte die „persönliche Gleichung“ notwendig eintreten. Dieser Mißstand verhindert jedoch nicht, daß die evolutionäre Denkweise auch diese Abschnitte durchdringt und manches neue Licht auf das verwickelte Problem des Wohltuns wirft, in dessen Lösung Kopf und Herz so vielfach im Widerspruch stehn, und in der gerade in unserer Zeit der „wirtschaftliche Mensch“ und der „Gefühlsmensch“ so oft hart zusammenstoßen. Spencers Behandlung des Problems hat daneben eine Reihe weiterer Verdienste. Sie betrachtet die Frage von allen Seiten; sie untersucht nicht nur überall, welches die unmittelbaren Folgen „wohltätiger“ Handlungen für Täter und Empfänger sind, sondern sie zieht überall auch die mittelbaren in Betracht und ergänzt diese Betrachtung durch eine Erwägung der Folgen, die sie für die von beiden abhängigen Personen und die Gesellschaft im allgemeinen haben müssen. Das von ihm beobachtete Verfahren gibt den oft „konfusen und sich widersprechenden landläufigen Ideen über das Wohltun“ Zusammenhang, und seine etwas fremdartige, aber sinnreiche Klassifikation ermöglicht es, den Gegenstand der Untersuchung in alle seine Verzweigungen bis herab zur Ethik der Kleidung und des Salons zu verfolgen.

Die Ethik des sozialen Lebens hat es mit altruistischen Handlungen zu tun, d. h. mit allen denen, „die zum Glück der Nebenmenschen entweder negativ durch Selbstbeschränkung oder positiv durch Anstrengung für ihr Wohl beitragen“. Alle diese Handlungen fallen unter die zwei Unterabteilungen der Gerechtigkeit und des Wohltuns. Jene besteht „in einer sympathischen Anerkennung der Ansprüche anderer auf freie Tätigkeit

und die Früchte ihrer freien Tätigkeit", dieses „in der sympathischen Anerkennung der Ansprüche anderer auf Hilfe in der Erlangung dieser Früchte und in der Bessergestaltung ihres Lebens".

Diese Unterscheidung scheint Spencer von fundamentaler Bedeutung zu sein. Das Gesetz der Gerechtigkeit ist das primäre; seine Befolgung ist die Grundbedingung für ein soziales Zusammenleben, und ihre Erzwingung ist daher Aufgabe des Staates. Das Gesetz des Wohltuns ist ihm gegenüber von sekundärer Bedeutung; das erste darf seinetwegen nicht gebrochen werden. Es geht deshalb nur das Individuum als solches und nicht den Staat an. „Jedes Wohltun, das die Gesellschaft in ihrer korporativen Eigenschaft ausübt, muß darin bestehn, daß sie den einen einen Teil des Ertrages ihrer Tätigkeit wegnimmt, um ihn andern zu geben, deren Tätigkeit nicht so erfolgreich war. Wendet sie dabei Zwang an, so greift sie in die natürlichen Beziehungen zwischen dem Verhalten und seinen Folgen ein und verletzt so das primäre Gesetz des sozialen Zusammenlebens". Eine Verwischung des fundamentalen Unterschieds zwischen Gerechtigkeit und Wohltun durch den Staat muß nach Spencers Ansicht zu einer Entmutigung des Fleißes und Wohlverhaltens, zu allmählicher körperlicher und geistiger Entartung und schließlich zu Anarchie und Kommunismus führen.

Das „Wohltun" selbst teilt Spencer in „negatives" und „positives". Jenes charakterisiert sich durch „Passivität in Wort und Tat in Fällen, wo ein egoistischer Vorteil oder Lust durch Handeln gewonnen werden könnte", während dieses alle Handlungen umfaßt, die „das Opfer eines wirklichen oder potentiellen Besitzes zu Gunsten eines oder mehrerer andern verlangen". Die moralische Sanktion beider Arten des Handelns findet Spencer darin, daß sie zu unmittelbarem oder künftigem Glück oder beidem zugleich beitragen und infolge davon

zur Erhaltung der Art, insofern diese als der Empfänger des vermehrten Glücks zu betrachten ist.

Unter der Kategorie „Negatives Wohltun“ wird dann im einzelnen untersucht, welche innere Schranken das Handeln des moralischen Menschen in Bezug auf die Konkurrenz, die Erzwingung von Kontrakten, unverdientes Schenken, das Erteilen von Lob und Tadel u. s. w. bestimmen werden. Mit dem Kapitel „Ehliches Wohltun“ geht er zum positiven Wohltun über und untersucht seine Berechtigung im sozialen und politischen Leben, in den Beziehungen zwischen Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern, in dem Verhalten gegen Kranke und Gefährdete, gegen Arme, gegen unterstützungsbedürftige Freunde u. s. w.

Zu den interessantesten Kapiteln gehört das mit der etwas seltsamen Überschrift „Politisches Wohltun“; es ist voll bitterer, aber heilsamer Wahrheiten für Politiker, wie für Wähler. Ich kann mir nicht versagen, ein paar Proben zu geben. Hier eine Pille für den „Nichtpolitiker“, der sich auf seine politische Teilnahmslosigkeit noch etwas zu gut tut: „Unter einem politischen System wie das, in das wir hineingewachsen sind, ist Teilnahme am politischen Leben die Pflicht eines jeden Bürgers; ihre Nichterfüllung ist zugleich kurzsichtig, undankbar und gemein. Kurzsichtig, weil Enthaltung, wenn sie allgemein würde, Verfall aller guten Einrichtungen, die bestehn, bedeutete; undankbar, weil sich Nicht-Kümmern um die guten Einrichtungen, die patriotische Vorfahren hinterlassen haben, unsere Schuld gegen sie ignorieren heißt; gemein, weil Nutzen aus solchen Einrichtungen zu ziehn, ihre Erhaltung und Verbesserung aber andern zu überlassen, Geneigtheit verrät, Wohltaten zu empfangen, aber nicht zu vergelten.“

Und hier eine andere Pille für den Parteifanatiker: „Ja aber Parteiloyalität erfordert diese Opfer der Über-

zeugung! Ja, Parteiloyalität ist zu einer eingebildeten Tugend geworden, der die wirkliche Tugend der Wahrhaftigkeit geopfert wird. Woher kommt sie denn, diese angebliche Tugend der Parteiloyalität? In welch ethischem System findet sie einen Platz? Sie ist nichts anders als eine unehrliche Art des Handels, vermummt in eine wohltönende Phrase, Nichtsnutz im Gewand des Verdienstes."

Spencer schließt die Ethik mit einer sehr schönen Stelle, die seltsam an die Worte im Zarathustra gemahnt, in denen Nietzsche vom Menschen fordert, er solle sich als „Brücke zum Übermenschen" betrachten. Der strenge Philosoph wird zum Seher und malt ein luftiges Ideal, das dem flüchtigen Leben des Einzelmenschen einen neuen und höhern Sinn gibt, ein Ideal freilich, das, um als Motiv zu wirken, eine Tiefe der Resignation und eine Weite der Sympathie voraussetzt, wie sie nur wenigen auserlesnen Geistern eigen sind. „Dereinst — so lauten die Schlußworte des Systems der synthetischen Philosophie — wird es höchster Ehrgeiz des Wohltuenden sein, Teil zu haben — wenn auch nur einen unaussprechlich kleinen und unbekannten Teil — am ‚Machen der Menschen'. Die Erfahrung lehrt, daß sich zuweilen äußerstes Interesse an die Verfolgung völlig selbstloser Zwecke knüpfen kann; und im Laufe der Zeit wird es der Menschen mehr und mehr geben, deren selbstloser Zweck die Höherentwicklung der Menschheit sein wird. Indem sie von den Höhen des Gedankens hinausschauen auf jenes in weiter Zukunft liegende Leben ihrer Rasse, dessen nicht sie, sondern erst ihre entfernten Nachkommen sich erfreuen sollen, wird ihnen ein stilles Glück aus dem Bewußtsein erblühen, mitgeholfen zu haben am Vormarsch in dieses Land der Zukunft."

63. Es bleibt mir nur noch übrig zweier Werke Spencers, die nicht in den Rahmen der Darstellung des

Systems fallen wollten, mit einem Wort zu gedenken: ich meine die Sammlung seiner Essays und seine pädagogischen Schriften.

Die endgültige Sammlung der Essays (Essays: scientific, political and speculative), die im Jahr 1891 erschien und in drei Bänden 47 Aufsätze enthält, die im Verlauf von etlichen vierzig Jahren geschrieben worden sind, gibt eine Anordnung der Essays in jedem Band nach der Zeit ihres Erscheinens, in allen Bänden zusammen nach dem Stoff, den sie behandeln. Der erste Band enthält die Essays, in denen die Idee der Entwicklung sowohl im allgemeinen als im speziellen im Vordergrund steht. Die Essays des zweiten Bandes, die sich mit Fragen der Philosophie, der abstrakten und konkreten Wissenschaften und der Ästhetik beschäftigen, sind zwar auch alle evolutionistisch; ihr Evolutionismus ist aber mehr ein zufälliger als ein notwendiger. Und dasselbe gilt für die Essays des dritten Bandes, die ethische, politische und soziale Fragen behandeln. Das Studium der Essays bildet eine gute Einleitung und Vorbereitung für das Studium des Systems, dessen Stil gedrängter, mehr abstrakt und deshalb schwerer verständlich ist. In den Essays findet der Anfänger alle charakteristischen Lehren Spencers und zwar dargestellt in einem klaren, einfachen und populären Stil, wie er die Werke so vieler englischer Denker auszeichnet, und in ihren abstrakten Ausführungen glücklich belebt durch konkrete und anschauliche Beispiele. Die Essays bilden gleichsam einen laufenden Kommentar zu dem Hauptwerk: es gibt kaum einen Teil, der in ihnen nicht teils vorausnehmend, teils weiter ausführend behandelt wäre

Spencers Beiträge zur Erziehungskunst, die unter dem Gesamttitel „Education intellectual, moral and physical“ erschienen sind, teilen ganz die stilistischen Vorzüge der Essays.

Die vier Aufsätze, die dieses treffliche Werkchen bilden. haben Spencers Namen zuerst in weitere Kreise getragen: sie sind — vielfach auf Veranlassung hervorragender Schulmänner — in vierzehn Sprachen übersetzt worden — zuletzt ins Sanskrit — und werden in England und in den Vereinigten Staaten dem Unterricht in der Pädagogik als Textbuch zu Grunde gelegt. Spencers Pädagogik knüpft an die Reformbestrebungen eines Locke, Rousseau, Pestalozzi und anderer an, vertieft sie aber dadurch, daß er, was bei seinen Vorgängern mehr das Resultat vereinzelter Einfälle und Beobachtungen war, systematisiert und aus einer auf der breiten Grundlage der Entwicklungstheorie beruhenden Psychologie deduziert. Sie ist, ganz allgemein gesprochen, ein kraftvolles Plaidoyer für eine Erziehungsmethode, die den Hauptnachdruck auf die Förderung der spontanen Entwicklung legt; sie ist eine beredte Verteidigung eines liberalen Regiments, das alles Zuvielregieren vermeidet und den Kindern möglichst viel freien Spielraum gewährt. —

Schluss.

Wir stehn jetzt am Ende unserer langen Wanderung durch den großartigen Gedankenbau, den Herbert Spencer mit unermüdlichem Fleiß und nie verzagender Beharrlichkeit aufgeführt hat. Wir haben ihn mit schnellen Schritten durcheilt und uns nur da und dort etwas länger aufgehalten. Der Eindruck, den eine so eilige Wanderung hinterläßt, muß notwendig, wie wir schon in der Einleitung prophezeiten, mehr oder weniger oberflächlicher Natur sein; er wird aber doch hinreichen, uns davon zu überzeugen, daß wir in dem System der synthetischen Philosophie ein Monumentalwerk vor uns haben, das seinem Schöpfer immer einen Platz unter den geistigen Heroen der Menschheit sichern muß. Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, welch gewaltige Anforderungen eine Aufgabe, wie Spencer sie sich stellte, an Charakter und Willen richten mußte; nicht geringer waren aber die intellektuellen Voraussetzungen. Alle Beharrlichkeit und aller Fleiß hätten nichts geholfen, wenn sich nicht mit ihnen ein geradezu encyklopädisches Wissen, ein ebenso weiter wie tiefer Blick, eine Meisterschaft der Methode und eine erstaunliche Kraft in der Beherrschung und Organisierung von Ideen — wie das Spencers vornehmste intellektuelle Tugenden waren — vereinigt hätten. Es ist menschlich und rührend, wenn Spencer, der sonst alles Hervorheben seiner Persönlichkeit aufs strengste vermied, in der Vorrede zum letzterschienenen Band des Systems mit einer kurzen Bemerkung verrät, wie „ihn selbst Erstaunen über die Kühnheit seines Unternehmens und noch größeres Er-

staunen über seine Vollendung ergreift". Und es ist nicht ohne Pathos, wenn er fortfährt: „Unkluges Handeln schlägt nicht immer fehl. Und zuweilen wird eine verlorene Hoffnung durch den Erfolg gerechtfertigt. Zwar haben mich neben manch anderm viele Rückfälle, die bald Wochen, bald Monate und einmal viele Jahre dauerten, oft am Erreichen meines Zieles verzweifeln lassen, aber nun ist das Ziel endlich doch erreicht. In frühern Tagen hätte zweifellos mein Herz höher geschlagen; wenn aber hohes Alter über uns schleicht, werden die Gefühle schwächer, und nun ist meine Hauptfreude meine Emanzipation. Befriedigung gewährt allerdings das Bewußtsein, daß Verluste, Entmutigung und verlorene Gesundheit mich nicht abgehalten haben, den Zweck meines Lebens zu erfüllen". Das sind stolz bescheidene Worte, und niemand hatte mehr Recht, sie zu äußern, als Spencer.

Wir haben uns in den vorangehnden Kapiteln im wesentlichen referierend verhalten; kritische Bemerkungen finden sich nur da und dort. Diese, wenn man will, „unkritische" Haltung scheint mir durch zwei Erwägungen gerechtfertigt. Einmal ist der Zweck des vorliegenden Buches, eine Einführung in die Spencersche Philosophie, nicht eine Kritik derselben zu geben, und dann schien mir eine eigentliche Kritik im Rahmen unserer Darstellung überhaupt unmöglich zu sein. Eine fruchtbare Kritik der Spencerschen Philosophie, d. h. eine Kritik, die nicht nur apodiktische Behauptungen aufstellen, sondern einen Beweis für sie antreten wollte, müßte nämlich zehnmal den Raum füllen, auf den unsere bescheidene Einleitung berechnet war. Nicht liegt dagegen unserer Enthaltung von einer Kritik die Ansicht zu Grunde, daß das Spencersche System über Kritik erhaben sei oder ihr nicht manche sehr diskutable Anhaltspunkte bieten würde. Daß ein System, das alles im Himmel und auf Erden in den Kreis seiner Be-

trachtung zieht, in vielen Einzelfragen irren muß, ist bei der Beschränktheit auch des höchsten Intellektes apriori wahrscheinlich und ließe sich aus Spencers Schriften ohne zu große Mühe beweisen. Das ist selbstverständlich; aber auch in vielen Hauptpunkten scheint mir sein System legitimen Anlaß zur Kritik zu geben. Sie könnte z. B. darauf hinweisen, daß die „Vereinheitlichung des Wissens", die Spencer erstrebt, an vielen Stellen mehr scheinbar als wirklich sei, so besonders wo es sich um die Korrelation zwischen geistiger und physischer Evolution handelt; sie könnte zeigen, daß die Lehre vom Unerkennbaren, die die metaphysische Basis des ganzen Systems abgibt, bedenkliche Widersprüche berge und an sich kaum ausreiche, dem System einen monistischen Charakter zu wahren; sie könnte in seinen Ansichten über das Verhältnis von Geist und Materie Unklarheiten und Schwankungen finden, die eine dualistische Auffassung nahe legen; sie könnte fragen, ob sein krasser Individualismus wirklich mit den allgemeinen Prinzipien vereinbar sei, die sonst seinem Denken zu Grunde liegen, und sie könnte es bedauern, daß der Philosoph der Entwicklung so wenig Verständnis für die Geschichte der Entwicklung des menschlichen Denkens zeigte. Das alles und vieles andere könnte die Kritik tun; zwei Hauptverdienste wird sie aber Spencer nie absprechen können: er hat zuerst die revolutionierende Bedeutung des Entwicklungsbegriffes völlig erkannt, ihn erschöpfend definiert und zur Basis eines folgerichtigen realistischen Systems gemacht; und er hat als erster der englischen Philosophen den Versuch gemacht, die Einzelerkenntnisse zur Totalität einer Weltanschauung zusammenzufassen.

Gewiß der Entwicklungsbegriff hat schon vor Spencer in der klassischen deutschen Philosophie immer eine hervorragende Rolle gespielt; während er von ihr aber stets idealistisch und teleologisch gefaßt wurde, ist er

für Spencer eine wissenschaftliche Theorie, die sich auf eine umfassende Analyse der Erfahrungstatsachen gründet, und die sich, alles teleologische ausschließend, in mechanischen Ausdrücken wiedergeben läßt. Darin unterscheidet sich eben seine Entwicklungslehre grundsätzlich von der eines Schelling und Hegel, mit denen sie auf den ersten Blick so viel Verwandtes zu haben scheint, daß er nirgends den Boden der Wissenschaften verläßt, daß er nirgends mit Begriffen operiert, die metaphysischer Natur sind und deshalb eine wissenschaftliche Verifikation nicht zulassen, sondern daß alle seine Denksymbole der Natur sind, daß sie sich schließlich in Ausdrücke der sinnlichen Erfahrung auflösen lassen. Spencers Philosophie ist eben deshalb, weil sich ihr System ausschließlich aus den Ergebnissen der positiven Wissenschaften aufbaut, selbst positiv. Sie unterscheidet sich aber von Comtes „positiver Philosophie", die eine bloße Encyklopädie der Wissenschaften oder bestenfalls ein Organ wissenschaftlicher Methoden ist, dadurch, daß sie durch eine glückliche Verwertung des Entwicklungsgesetzes zu einem wirklichen System mit „architektonischem Zusammenhang" wird.

Daß Spencer vermittelst dieses Entwicklungsbegriffes eine Synthese gelungen ist, die die Welt völlig erklärt und alle Zeiten befriedigen wird, darf füglich bezweifelt werden. Spencers „Vereinheitlichung" des Wissens wird so wenig das letzte Wort der Philosophie bleiben, als alle vorausgegangenen Vereinheitlichungen es waren. Sie wird an seinem Bau vieles wieder abreißen, vieles überbauen und auf vielem weiterbauen. Die Nachwelt wird aber sicher anerkennen, daß in Spencers Fall, wenn irgendwo, schon „Großes gewollt zu haben" unsterbliches Verdienst verleiht. Ob die „Vereinheitlichung des Wissens" gelungen ist, ist relativ gleichgültig gegenüber der Tatsache, daß sie überhaupt versucht worden ist und zwar von einem Geist, der mit

enzyklopädischem Wissen, das nur auf dem Gebiet der Geschichte und Volkswirtschaft bedenklichste Lücken aufwies, eine erstaunliche Kraft in der Beherrschung und Organisation von Ideen und eine selten erreichte Sicherheit und Präzision im Generalisieren verband. Spencers größtes Verdienst um den Vorwärtsmarsch des menschlichen Geistes scheint mir in der Tat zuletzt darin zu liegen, daß er in einer Zeit, wo sich die Wissenschaft immer mehr in isolierte Spezialstudien aufzulösen drohte, mit aller Macht danach gestrebt hat, die Einheit des Wissens nachzuweisen und durch die Tat zu zeigen, wie in allen speziellen Wissenschaften dieselben allgemeinen Gesetze gelten, und wie der letzte Sinn der Einzelwissenschaften nur verstanden wird, wenn man sie als Teile eines harmonischen Ganzen auffaßt. Dieses stete Streben, die Dinge zusammen zu sehn, ist es, was Spencers Wirken auf allen Gebieten, in der Biologie und Psychologie nicht minder als in der Soziologie, Ethik und Pädagogik so suggestiv und anregend macht. Ihm ist es zu verdanken, daß selbst seine Irrtümer lehrreich sind, und daß auch der Spezialist selbst die Seiten des Systems, die sein Spezialstudium berühren, nie ohne Gewinn lesen wird. Wenn einst die Nachwelt sehn will, wie sich das Weltbild als Ganzes im Kopf der wissenschaftlichen Welt der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts spiegelte, so kann sie nichts besseres tun, als zum „System der synthetischen Philosophie“ zu greifen.

Namen- und Sachregister.

Agnostizismus 54.
Apriori Wahrheiten 97 f. 145 ff.
Aristoteles 72.
Auflösung 111 f.
Auszeichnungen 37 f.
Autobiographie 14. 35. 43.

Bacon 73 ff.
Baer v. 52. 61 f. 66.
Berkeley 63.

Carlyle 13. 26. 46.
Coleridge 60. 116.
Comte 1. 64 f. 72 ff. 186.

Darwin 1. 13. 21. 58. 62. 73.
Darwinsche Theorie 118 ff.
" " Würdigung 126.
" " Kritik 126 f.
Deutschland 3 ff.
Duellwesen 161.

Empirismus 145 f.
" Kritik 146 f.
Entwicklungstheorie, Ausgangspunkt 58.
Entwicklungstheorie, Formel 107.
" Deduktion 107 ff.
" biologische 118 ff.
" psychologische 135 f.
" soziologische 150 ff.
" ethische 157 ff.
Essays 28. 181.

Gedächtnis 139.
Gefühl 140 f.
Geist, Substanz 134.
" Zusammensetzung 135 f. 142 f.
" Grundgesetz 142 f.
George Eliot 25. 43.
Gerechtigkeitsgefühl 167 f.
Gesellschaftstypen 171.
Gewissen 159 f.
Gleichgewichtszustand 110 f.
Goethe 90. 117.
Gott, Persönlichkeit 94.
Grote 25. 28.
Grundbegriffe, wissenschaftliche 100.

Hamilton, Sir W. 6. 13. 63. 145.
Hegel 5 186.
Helmholtz 134.
Herschel 145.
Hobbes 73.
Hume 63. 76. 98.
Humboldt 23.
Huxley 2. 25. 28. 31. 45.

Jacobi 88.
Idealismus 113. 143 f.
Instinkt 139.
Intuitive Moral 158. 162

Kant 1. 5. 63. 92. 145. 150. 158.
Kriterium der Wahrheit 145 ff.

Lamarck 21. 57. 77. 130.
Leben, Definition 60. 116 f. 132 f.
Lewes 1. 25. 63.
Locke 65. 182.
Lubbock, Sir John 31.
Lyell, Sir Charles 21.

Macaulay 13.
Mansel 6. 63. 145.
Martineau, Miss 64.
Materialismus 113.
Mill, John Stuart 1. 13. 25. 28. 31. 63. 74. 145. 146. 160.

Naturrecht 169 ff.
Newton 5. 7.
Nietzsche 180.

Organismus, sozialer und individueller 153 f.
Owen 68.

Pädagogische Schriften 14. 30. 182.
Pailey 58.
Pestalozzi 65. 182.
Philosophie, Definition 95 f.
„ Voraussetzungen 96 f.
Politische Tätigkeit 22. 40. 179.
Prospekt 27. 29. 80 ff. 157.
Protagoras 76.

Reflextätigkeit 138 f.
Reid, Thomas 63.
Religion, Verhältnis zur Wissenschaft 85 ff.
Rousseau 152. 182.
Ruskin 13.

Schelling 5. 60. 116. 186.
Schliessen 140.
Schopenhauer 1. 49.
Spencer, Rev. Thomas 18 f.
Spencer, Vater 14 f. 31.
Spinoza 57.
Staat, Aufgabe 171 ff.
Staat, Grenzen seiner Tätigkeit 23. 58. 155. 171 ff.
Staatssozialismus 63. 173. 178.
Synthetische Philosophie, Quintessenz 50 ff.
Synthetische Philosophie, allgemeiner Charakter 6 ff. 54 ff.

Taine 118.
Tierethik 165 ff.
Tyndall 25. 28.

Unerkennbare, das 6. 92 ff. 185.
Universitätsbildung, Wert 19 f.
Utilitarismus 59. 158 ff.

Vererbung erworbener Eigenschaften 131.
Voltaire 1.

Wallace 58.
Weismann 131.
Whewell, W. 63.
Willensfreiheit 141.
Wohltun 176 ff.
Wundt 4.

Youmans 7 f. 24. 29. 32. 71.

Zeitbedingungen 57 f.

Verzeichnis

der

Spencerschen Schriften und wichtigsten Litteratur.

Letters on the Proper Sphere of Government	1842
Social Statics	1850
Theory of Population (cf. Teil 6 der Prinzipien der Biologie)	1852
Use and Beauty (Bd. II.)*)	1852
The Development Hypothesis (Bd. I.)	1852
The Sources of Architectural Types (Bd. II.)	1852
Philosophy of Style (Bd. II.)	1852
Gracefulness (Bd. II.)	1852
Overlegislation (Bd. III.)	1853
Valuation of Evidence (Bd. II.)	1853
The Universal Postulate (Später Teil VII. Kap. 9 der Prinzipien der Psychologie)	1853
Manners and Fashion (Bd. III.)	1854
The Genesis of Science (Bd. II.)	1854
The Art of Education (cf. Education 1861)	1854
Railway Morals and Railway Policy (Bd. III.)	1854
Personal Beauty (Bd. II.)	1854
Principles of Psychology, erste Ausgabe	1855
Progress, its Law and Cause (Bd. I.)	1857
Origin and Function of Music (Bd. II.)	1857
Transcendental Physiology (Bd. I.)	1857
Representative Government (Bd. III.)	1857
State Tamperings with Money and Banks (Bd. III.)	1858
Moral Education (cf. Education 1861)	1858
The Nebular Hypothesis (Bd. I.)	1858
Archetype and Homologies of the Vertebrate Skeleton	1858
The Laws of Organic Form (cf. Teil IV der Biologie)	1859
Physical Education (cf. Education 1861)	1859
What Knowledge is of most Worth?	1859
Illogical Geology (Bd. I.)	1859

*) Angaben in Klammer (Bd. I. II. III.) beziehen sich auf Essays: Scientific, Political and Speculative. Library Edition 1891. 3 Bde.

Werk	Jahr
The Morals of Trade (Bd. III.)	1859
Bain on the Emotions and the Will (Bd. I.)	1860
The Social Organism (Bd. I.)	1860
The Physiology of Laughter (Bd. II.)	1860
Parliamentary Reform (Bd. III.)	1860
Prison Ethics (Bd. III.)	1860
Education, Intellectual, Moral and Physical, gesammelte pädagogische Aufsätze	1861
First Principles	1862
On Laws in General and the Order of their Discovery (Bd. II.)	1862
What is Electricity? (Bd. II.)	1864
Classification of Sciences (Bd. II.)	1864
Reasons for Dissenting from the Philosophy of A. Comte (Bd. II.)	1864
The Collective Wisdom (Bd. III.)	1865
Political Fetichism (Bd. III.)	1865
Mill versus Hamilton (Bd. II.)	1865
The Constitution of the Sun (Bd. I.)	1865
First Principles. zweite, stark umgearbeitete Ausgabe	1867
Principles of Biology, 2 Bände	1867
Origin of Animal Worship (Bd. I.)	1870
Specialized Administration (Bd. III.)	1871
Morals and Moral Sentiments (Bd. I.)	1871
Principles of Psychology, 2 Bände, 2. Ausgabe	1872
Mr. Martineau on Evolution (Bd. I.)	1872
The Study of Sociology	1873
Replies to Criticisms (Bd. II.)	1873
Comparative Psychology of Man. (Bd. I.)	1876
Principles of Sociology, erster Band	1877
Ceremonial Institutions (vierter Teil der Soziologie)	1879
The Data of Ethics (erster Teil der Principien der Ethik)	1879
Prof. Green's Explanations (Bd. II.)	1881
Political Institutions (fünfter Teil der Soziologie)	1882
The Americans (Bd. III.)	1882
The Man versus The State	1884
Retrogressive Religion } Nineteenth Century Magazin,	1884
Last Words about Agnosticism } Juli und November	1884
Ecclesiastical Institutions (sechster Teil der Soziologie)	1885
A Rejoinder to M. de Laveleye (Contemporary Review, April) (cf. Various Fragments)	1885
The Factors of Organic Evolution (Bd. I.)	1886
The Ethics of Kant (Bd. III.)	1888
Absolute Political Ethics (Bd. III.)	1890
From Freedom to Bondage (Bd. III.)	1891

Justice (vierter Teil der Ethik) 1891
The Inductions of Ethics — The Ethics of Individual Life (zweiter und dritter Teil der Ethik) 1892
Social Statics, umgearbeitete Ausgabe 1892
The Inadequacy of Natural Selection 1893
Negative Beneficence — Positive Beneficence (fünfter und sechster Teil der Ethik) 1893
A Rejoinder to Prof. Weismann 1893
Weismannism once more 1894
Spencer W. G., A System of Lucid Shorthand, With a Prefatory Note by Herbert Spencer 1894
The late Professor Tyndall. (Fortnightly Review, Februar) 1894
Professional Institutions (7. Teil der Soziologie) 1895
Mr. Balfour's Dialectics. (Fortnightly Review, Juni) 1895
Lord Salisbury on Evolution. (Nineteenth Century Mag., November) 1895
Industrial Institutions (8. und letzter Teil der Soziologie) 1896
The Relations of Biology, Psychology, and Sociology. (Popular Science Monthly, Dezember) 1896
Against the Metric System 1896
Various Fragments 1897
Principles of Biology, Vol. I. (revised and enlarged edition) 1898
Principles of Psychology, 4th edition, containing two new postscripts. — Idealism and Realism, and Reply to T. H. Green 1899
Principles of Biology, Vol. II (revised and enlarged edition) 1899
Prof. Ward's Naturalism and Agnosticism. (Fort.-Rev., Nov.) 1899
Various Fragments. (enlarged ed.) 1900
First Principles. (6th. ed.) 1900
Facts and Comments 1902
An Autobiography. 2 Bde. 1904
Descriptive Sociology, 8 Teile 1873—1881
Autorisierte deutsche Ausgabe des Systems von B. Vetter, fortgesetzt von J. Victor Carus, 1875 ff.
Erziehungslehre, übersetzt von Schultze 1874

Litteratur.

Boesch, J. M., Die entwicklungstheoretische Idee sozialer Gerechtigkeit. Eine Kritik und Ergänzung der Sozialtheorie H. Spencers. Zürich 1896.
Busse, K., H. Spencers Philosophie der Geschichte. Leipzig 1894.
Cathrein, V., Die Sittenlehre des Darwinismus. Eine Kritik der Ethik H. Spencers. (Stimmen aus Maria-Laach, Heft 29). Freiburg i. B.
Fischer, E. L., Über das Gesetz der Entwicklung mit Rücksicht auf H. Spencer. Würzburg 1875.

Gaquoin, R., Die Grundlage der Spencerschen Philosophie. Berlin 1888.
Grosse, E., H. Spencers Lehre von dem Unerkennbaren. Leipzig 1890.
Hoeffding, H., Einleitung in die engl. Philosophie unserer Zeit. Leipzig (dänisch 1874, deutsch 1889).
Kindermann, C., Die Entwicklungslehre H. Spencers. Leipzig 1888.
Marinpolsky, L., Die philosophische Begründung der Entwicklungstheorie H. Spencers. Helsingfors 1904.
Michelet, H. Spencers System der Philosophie und sein Verhältnis zur deutschen Philosophie. Berlin 1882.
Naumann, A., Spencer wider Kant. Hamburg 1885.
Nossig-Prochnik, F., Zur soziologischen Methodenlehre mit besonderer Rücksicht auf H. Spencer. (Berner Studien zur Philosophie. Bd. 23. 1900.)
Pace, Das Relativitätsprincip in H. Spencers psychologischer Entwicklungslehre. (Phil. Studien, VII, Heft 4.) Leipzig 1881.
Painter, G. S., H. Spencers Evolutionstheorie dargestellt. 1896.
Roth, Lazar., Schelling und Spencer. Eine logische Kontinuität. (Berner Studien zur Philosophie. Bd. 29. 1901.)
Spicker, G., Spencers Ansicht über das Verhältnis der Religion zur Wissenschaft. Münster 1889.
Weber, R. H., Die Philosophie von H. Spencer. Darmstadt 1892.
Antaeus, Imaginary Conversation between Herbert Spencer and a Poet. London 1889.
Arthur, W., Religion without God and God without Religion. II. Agnosticism and Mr. H. Spencer. London 1885.
Ball, W. Platt., Are the Effects of Use and Disuse Inherited? An Examination of the View held by H. Spencer. London 1890.
Birks, T. R., Modern Physical Fatalism. London 1876.
Borsdorf, A. T. W., Science of Literature. On the literary theories of Taine and H. Spencer etc. London 1903.
Bowne, B. P., The Philosophy of H. Spencer. New-York 1874.
Chapman, C., Pre-organic Evolution and the Biblical Idea of God. Edinburgh 1891.
Collins, F. H., An Epitome of the Synthetic Philosophy. London 1889.
Drey, S., H. Spencer's Theory of Religion and Morality. London 1887.
Fairman, T., H. Spencer on Socialism. London 1884.
Fiske, John, Life and Letters of E. L. Youmans. London 1894.
Fiske, John, Outlines of Cosmic Philosophy. London 1874.
George, H., A Perplexed Philosopher. London 1892.
Gingell, J. R., Aphorisms from the Writings of H. Spencer. London 1894.
Greene, W. B., The Facts of Consciousness and the Philosophy of H. Spencer. Boston 1871.

Ground, W. D., An Examination of the Structural Principles of H. Spencer's Philosophy. Oxford 1883.
Guthrie, M., On Mr. Spencer's Formula of Evolution. London 1879.
Guthrie, M., On Mr. Spencer's Unification of Knowledge. London 1882.
Guthrie, M., On Mr. Spencer's Data of Ethics. London 1884.
Hamilton, Gail (pseud. Mary Dodge), The Insuppressible Book: A Controversy between Herbert Spencer and Frederic Harrison, with comments by G. Hamilton. Boston 1885.
Hollaender, B., Herbert Spencer as a Phrenologist. London 1895.
Hudson, W. H., An Introduction to the Philosophy of H. Spencer. New-York 1895.
Hyndman, Socialism and Slavery. An Answer to Herbert Spencer's Attack upon the Democratic Federation. London 1884.
Jones, J. H., Know the Truth; a Critique on the Hamiltonian Theory of Limitation, including Some Strictures upon the Theories of H. Spencer. London 1865.
Iveragh, J., The Philosophy of Herbert Spencer Examined. London 1884.
Lacy, G., Liberty and Law, being an Attempt at the Refutation of the Individualism of Herbert Spencer. London 1888.
Lacy, W. M., An Examination of the Philosophy of the Unknowable. Philadelphia 1883.
Lewes, G. H., The History of Philosphy. London.
Lucas, G. J., Agnosticism and Religion. London 1895.
Macpherson, H. C., Herbert Spencer. The Man and his work. London 1900.
Maguire, Th., Agnosticism: Herbert Spencer and Frederic Harrison. Dublin 1884.
Masson, D., Recent British Philosophy. London 1877.
Perrin, R. S., The Religion of Philosophy. Newyork 1885.
Psychosis. Our Modern Philosophers: Darwin, Bain and Spencer. London 1884.
Ritchie, D. G., The Principle of State Interference. Essays on the Political Philosophy of H. Spencer. London 1891.
Robertson, J. M., Modern Humanists. London 1891.
Royce, Josiah, Herbert Spencer: an estimate and review. Newyork 1904.
Saleeby, Dr. C. W., Evolution, the Master Key. London 1906.
Savage, M. J., Herbert Spencer. His Influence on Religion. Liverpool 1887.
Sewall, H., H. Spencer as a Biologist. Ann Arbor 1886.
Shirreff, E. A. E., Moral Training. Froebel and Herbert Spencer. London 1892.
Sidwick, H., Lectures on the Ethics of T. H. Green, Mr. H. Spencer etc. London 1902.

Simmons, A., Agnostic First Principles. London.
Thompson, D. G., Herbert Spencer. Brooklyn 1889.
Underwood, B. T., H. Spencer's Synthetic Philosophy. Brooklyn 1891.
Waite, C. B., Herbert Spencer and his Critics. Chicago 1900.
Ward, James, Naturalism and Agnosticism. London 1899.
Ward, Lester, F., The Political Ethics of H. Spencer. Newyork.
Watson, J., Comte, Mill and Spencer. II. Hedonistic Theories from Aristippus to Spencer. Glasgow 1895.
Watts, R., An Examination of H. Spencer's Biological Hypothesis. Belfast 1895.
Youmans, E. L., Zahlreiche Aufsätze in dem amerikanischen Magazin „Popular Science Monthly". Newyork.
Youmans, E. L., The Nature and Reality of Religion. A Controversy between Frederic Harrison and H. Spencer, ed. by E. L. Youmans. With an appendix on „The Religious Value of the Unknowable" by Count Goblet D'Alviella. Newyork 1885.
Young, G. A., Whatever is, was . . . Also a Critical Examination into the Philosophy of Herbert Spencer. San Francisco 1887.
de Baets, l'Abbé Maurice, Les Bases de la Morale et du Droit. Paris 1892.
Blanc, E., Les nouvelles bases de la Morale d'après H. Spencer. Lyon 1887.
Bridel, P. S., Les Bases de la Morale évolutionnaire d'après H. Spencer. Lausanne 1886.
Cazelles, M. E., Outline of the Evolution-Philosophy. (Aus dem Franz.) Newyork 1875.
Dubois, Jules, Spencer et la principe de la Morale. Paris 1899.
Ferri, L., La Psychologie de l'Association depuis Hobbes. Abbeville 1883.
de Greef, G., Abrégé de Psychologie d'après H. Spencer, avec une préface par G. de G. 1882.
Guyau, M., La Morale anglaise contemporaine. Paris 1879.
Halleux, J., L'évolutionnisme en morale. Étude sur la philosophie de Herbert Spencer. Paris 1901.
Laurens, C., L'Evolution et M. H. Spencer. Lyon 1889.
Mikhailovsky, K. N., Qu'est-ce que le Progrès? Examen des idées de M. H. Spencer. Paris 1897.
Ribot, Th., La Psychologie anglaise contemporaine. Paris 1870.
Roberty, E. de, Auguste Comte et H. Spencer. Paris 1894.
Saint, André, Simples Notes sur la Morale de H. Spencer. Paris 1892.
Taine, H., Dernier Essais de Critique et d'Histoire. Paris 1894.
Thouvenez, E., Herbert Spencer. Paris 1905.

Ausserdem verschiedene Schriften in spanischer, italienischer, russischer, holländischer, dänischer, rumänischer, neugriechischer, arabischer Sprache.








University of
Connecticut
Libraries



